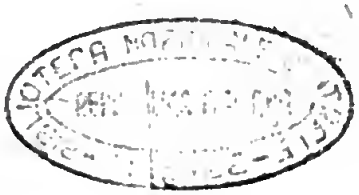
50

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.



Dreyunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

K°. 10. 4. 612

Inhalt.

Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.
Recenſionen in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung.
Prometheus. Dramatiſches Fragment. 1775.
Götter, Helden und Wieland. 1774.

Recenſionen

in

die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre

1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem, den Kräften des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs, angemessenen Plan ist bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhmes sorgte.

Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt,

nie darin gelitten und genoſſen, nur Obſervationen, aber nicht Exptrimente hat er angeſtellt. Es iſt Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der ſchreibt. Wir wollen ihn ſelbſt hören, was er von ſeinem Plane ſagt:

„Ich habe über die ſchönen Künſte als Philoſoph, und gar nicht als ein ſogenannter Kunſtliebhaber geſchrieben. Diejenigen die mehr curiöſe als nützliche Anmerkungen über Künſtler und Kunſtſachen hier ſuchen, werden ſich betrogen finden. Auch war es meine Abſicht nicht, die mechaniſchen Regeln der Kunſt zu ſammeln, und dem Künſtler, ſo zu ſagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künſtler, und weiß wenig von den praktiſchen Geheimniſſen der Kunſt. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiöſen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den ſchönen Künſten macht, ſondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geſchmacks haben ſoll, habe ich dadurch geſorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der ſchönen Künſte benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denſelben ziehen könne; daß ich ihm ſein Urtheil und ſeinen Geſchmack über das wahrhaftig Schöne und Große ſchärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für ſchlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unſichere Merk-

male angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann.“

Dieses war der Plan, den sich Herr S. vorgeschrieben hatte; allein war es der einzige und beste zur Fortschreitung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichen Mängel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle: weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erfahrungsphilosophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunstrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß Er, als Philosoph, uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: das muß so seyn, das läßt, das thut Wir-

kung. Immer ein Bißchen mehr Dogma und dafür weniger moraliſche Predigt über unſre Unzucht!

Die pſychologiſchen Erklärungen abſtracter Ideen machen beinahe zwey Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut geſchrieben, und ſind Beilagen zu dem Ruhme des Verfaſſers, als eines unſerer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, ſondern Bemerkung der Plätze, wie ſie verſtellt werden können; auch immer ein wenig Bäconiſche Bilderſtürmerey, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verfaſſer dem Faden nicht gefolgt iſt, den Leſſing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. Nachdem die Herren Theorienſchmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunſt, der Mahlerey und Sculptur in Einem Topf gerüttelt hatten, ſo wäre es Zeit, daß man ſie wieder herausholte und für jede Kunſt ſortirte; beſonders die der Sculptur und Mahlerey eigenen Grundſätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Pſychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchſtein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermiſſen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetiſcher Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich ſtatt finden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteriſtik einzel-

ner Künſtler. Der Recenſent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es iſt, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunſt, das Porträit eines großen Mannes an das andere zu ſtellen. So richtig jede einzelne Zeichnung ſeyn mag, ſo ermüdet ſie doch den Geiſt des Leſers; allein wenn er ſie unter jeden Buchſtaben vertheilt antrifft, ſo gefällt es. Der Verfaſſer hat es mit einigen Büſten des Alterthums verſucht, allein den Muth ſinken laſſen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indeſſen iſt die Mannichfaltigkeit noch nicht Entſchuldigung genug für die gänzliche Abweſenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine ſo ſparſame Erſcheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Meſſe geworden ſeyn würde. S. 459 ſpricht Herr S. ſelbſt für dieſes unſer pium desiderium. „Es würde angenehm ſeyn, und zu näherer Kenntniß des menſchlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmteſten Werken der Kunſt das beſondre Gepräge des Genies der Künſtler mit pſychologiſcher Genauigkeit zu beſtimmen ſuchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der erſten Größe verſucht; aber was man in dieſer Art hat, iſt nur noch als ein ſchwacher Anfang der Naturhiſtorie des menſchlichen Geiſtes anzuſehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de Pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneenſammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist, und dadurch geht der Augenpunct verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt, und nicht conversirt seyn; z. B. bei dem Artikel: Abdruck, hätte man für den Gelehrten, der kein

Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen: denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweymal der pyramidalischen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang, allein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt die kleine Insel vorbei geschifft worden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: Hier ist ein wenig Literatur, aber alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland

verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heitrer Glaube seyn, der nie schmält. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel, 1stes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publico beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsre jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Brief-

ſteller, nur ſind ſie ſo klug, um der lieben Ruhe willen eine eſoteriſche Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß dieſe Verfaſſer die Regeln einer Erbauungsſchrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, ſchlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und ſie fangen dabei an, daß ſie ihm ſeine Puppe nehmen — — Bilderſtürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert iſt bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oſſian, Klopſtock, Shakeſpear und Milton ſtehen, nach dem Maßſtab, womit Warton mißt, und wo ſelbſt Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief ſeiner Heloiſe nicht geſchrieben hätte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſeyn, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben? und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wuſt der elendeſten Geſänge zu verbannen, und wenigſtens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbeſſerung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel-Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und ſich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftſtellern hat? Nicht allein bei uns, ſondern in

allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen.

Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten: dethronisiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publico hat aus den Händen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unter-

ſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 164, über das Lehrgedicht, S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Utz, S. 200, den Augenpunct, woraus ſie die Gellertſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Mahlerey unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauren Theilen ein nützliches Ferment abgibt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann Deutſchen Geſchmack, Deutſches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechiſchen Literatur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall,

einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt! Erst Klagen über diese letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und sprechen: siehe Homer ist hier! Homer ist da! — „Ich aber, ruft er, bring' euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schooß setz' ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Herbei ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büste des Altvaters, vor die er euch inzwischen stellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth euch entzündete! welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybolds Fingerzeige folge, herum getrieben werde, in Wüsten wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was, und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's erste denn, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den

Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen, schlimmer! studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anderem? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen, dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achills? Wenn Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen — woran die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, ist hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegensten der Griechen? dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben könnte. Und auch hier wieder sucht der Hr. Professor das Interesse in der ganz-

lichen Revolution dieſer zwanzig Jahre in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homeren ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias, und Odyſſee? — Und mehr ſolche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſor wieder von außen an; auch iſt das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſor ſpricht: „Aus dieſer Beſchrei-

ſchreibung, die ich, wie man ſieht aus dem Homer ſelbſt zuſammen getragen habe" — Wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — „läßt ſich der Einfluß den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben." Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Käſten! leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! und da, anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſonniren hören. Und wirft über das noch hier und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſere, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria. Kritiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunct zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professors seyn sollen, und da streicht er drau hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten, ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4. dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen

Schriftſteller, Hiſtoriker, Dichter und Philoſophen kennen lehren; er will nachher einen forſchenden Blick in alle Schriften ſeiner Originale wagen; zuerſt ſie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, ſo wie die Ausführung deſſelben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks unterſuchen; Scharfſinn, Witz, Enthuſiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und ſeine Leſer in das Zeitalter zurückführen, in welchem unſer (d. i. jeder) Autor für ſeine Welt ſchrieb.“ —

Uns ſchwindelt! Der Himmel gebe dieſem Mann Methuſalems Alter, Neſtors Beredſamkeit, und das Genie aller ſeiner Autoren zuſammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu leſen — dieſe Blätter, ſagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoßen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen.

οὐδέ τί οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ μιν εὐλαὶ
Ἔσθουσ'. — —
Ὣς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυόσπερ ἐόντος — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Wood's Verſuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Engliſchen, Frankfurt am Main. In der Andreäiſchen Buchhandlung. S. 314. 8.

Außer der Brittiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guys die alten und neueren Griechen verglich, ſo war dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Boſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erläuterung des Oſſian, und eine Dame zur Apologie des Shakeſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo

muß man ſich lebhaft überzeugen, wie er ſich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueſte Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er geſungen, wird dieß nie möglich ſeyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm ſelbſt, und den Ort durch Reiſen kennen lernen. Beides hat die große Schaar ſeiner Ausleger bisher ganz vernachläſſigt. Wood ſtudirte ſeinen Homer mit philoſophiſchen Augen, und ſtellte hierauf mehr denn eine Reiſe in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyſſee berühmt geworden, und deren phyſikaliſche Lage, im Ganzen, unverändert geblieben iſt. Er war einer von der Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den gröſten Theil ſeines Lebens, das, leider, ſchon geendigt iſt. Was wir hier davon leſen, ſind nur Bruchſtücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter ſchreiben wollte, und der einzig in ſeiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Anſehn des Unvollendeten. Indeſſen ſind es die ſchätzbarſten Fragmente, die uns den Verluſt des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfaſſers, Herr Bryant, es unter ſeiner Verlaſſenſchaft geendigt gefunden hat. Mit

den ſcharfſichtigſten Blicken dringt er durch die Nebel eines ſo fernen Abſtandes bis zur eigentlichen Cultur des Homeriſchen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philoſophiſchen Standpuncte der Geſchichte der Menſchheit betrachten. Man ſehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechiſchen Sprache nach. Die Unwiſſenheit in dieſen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewiſſen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden ſind. Wood's Localeinſichten haben ihn zum Beiſpiel in den Stand geſetzt, über die Homeriſchen Maſchinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popiſchen Charte auseinander zu ſetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Inſel Pharus vom Lande zu entſcheiden, u. ſ. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbſt in ſo kühnen Muthmaßungen, in die ſich der geſchäftige Geiſt des Verfaſſers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homeriſchen Epoche und dergleichen ſind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgeriſſen, muß es eine ſtolze Behauptung ſcheinen, wenn er ſagt, daß ſelbſt die Alten ihren Homer nicht ſo local und temporell ſtudirt haben als es ſich gehört. Lieſt man aber das ganze Buch ſelbſt, ſo wird man einräu-

men, daß die kritiſchen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben ſind, wirklich tief unter den Ausſichten ſtehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indeſſen muthmaßen, daß ihre beſten Unterſuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden ſind. Wood ließ ſeine Schrift 1769 nur als Manuſcript für Freunde drucken. Als ein Geſchenk kam ſie nach Göttingen, wo ſie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, deſſen Recenſion hier der Vorrede des Ueberſetzers eingeſchaltet worden iſt. Das Heyniſche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche überſetzungsbegierige Hand darnach zu trachten, aber alle Verſuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Beſitzer jenes einzigen Exemplars in Deutſchland, ſuchte in allen ſeinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meiſtbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Ueberſetzer es habhaft geworden ſey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andreä'ſchen Buchhandlung Ehre.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem in's Franzöſiſche zu überſetzen, könnte auch wohl aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn. Herr

Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unſrer berühmten Männer ein eben ſo großer Philoſoph iſt, als irgend einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoteriſchen Lehre das arme Publicum abzuſpeiſen, und dieſe Bogen ſind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die ſchönen Künſte, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto eher in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben bei'm Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zuſammen beleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meinung nur zu ſehr beſtärkt: hier ſey für niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente ſucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſeyn möchte, haben wir ſchon ehmals unſre Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müſſen wir unſre guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Erfahrung hat, der laſſe ſie lieber. Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe ver-

ſperrt, denn ein ſchädlicheres Nichts, als ſie, iſt nicht erfunden worden.

Die ſchönen Künſte der Grundartikel Sulzeriſcher Theorie. Da ſind ſie denn, verſteht ſich, wieder alle beiſammen, verwandt oder nicht. Was ſteht im Lexikon nicht alles hintereinander? Was läßt ſich durch ſolche Philoſophie nicht verbinden? Mahlerey und Tanzkunſt, Beredſamkeit und Baukunſt, Dichtkunſt und Bildhauerey, alle aus einem Loche, durch das magiſche Licht eines philoſophiſchen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen ſie im Wunderſchein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuſchauer frohlocken ſich faſt außer Athem.

Daß einer, der ziemlich ſchlecht raiſonnirte, ſich einfallen ließ, gewiſſe Beſchäftigungen und Freuden der Menſchen, die bei ungenialiſchen gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühſeligkeit wurden, ließen ſich unter die Rubrik Künſte, ſchöne Künſte claſſificiren, zum Behuf theoretiſcher Gaukeley, das iſt denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philoſophie darüber, da ſie doch nicht verwandter ſind, als septem artes liberales der alten Pfaffenſchulen.

Wir erſtaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, ſo lange man in generalioribus ſich aufhält, man nichts ſagt, und

höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und gibt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlänge?

Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sey Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel

ab, die ſie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen, und ihm zum Trutz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranſchiren ſich die meiſten, ſonderlich die Philoſophen, deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat disputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnet, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft, die Kraft verſchlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's Unend-

liche; ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums ſich gegen die zerſtörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch ſeine Kunſttriebe ſcheidet, verwahrt ſich; der Menſch durch alle Zuſtände befeſtigt ſich gegen die Natur, ihre tauſendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß von Gutem zu genießen; bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller ſeiner wahren und gemachten Bedürfniſſe in einen Palaſt einzuſchließen, ſo fern es möglich iſt, alle zerſtreute Schönheit und Glückſeligkeit in ſeine gläſernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele ſubſtituirt, und ſeine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgeſpannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindſamkeit zerfließen.

Herr S. geht nun ſeinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm ſo nicht fehlen, denn er ſetzt Milch vor und nicht ſtarke Speiſe; redet viel von dem Weſen der Künſte, Zweck; und preiſ't ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit. Wer den Menſchen nur einigermaßen kennt, und Künſte und Glückſeligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es

nur auf Kennerſchaft angeſehen iſt, wenn der Menſch nicht mitwirkend genießt, müſſen bald Hunger und Ekel, die zwey feindlichſten Triebe, ſich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf läßt er ſich ein auf eine Abbildung der Schickſale ſchöner Künſte und ihres gegenwärtigen Zuſtandes, die denn mit recht ſchönen Farben hin imaginirt iſt, ſo gut, und nicht beſſer, als die Geſchichten der Menſchheit, die wir ſo gewohnt worden ſind in unſern Tagen, wo immer das Mährchen der vier Weltalter ſufficienter iſt, und im Ton der zum Roman umpragmatiſirten Geſchichte.

Nun kommt Herr S. auf unſre Zeiten und ſchilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf ſein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die ſchönen Künſte mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil ſie aber zum großen Zweck, zur moraliſchen Beſſerung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weiſe Geſetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweiſen können, und was dergleichen mehr iſt.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet, und in beſondern Fällen als ein Mittel ge-

braucht werde, ihn unwiderſtehlich zu ſeiner Pflicht zu reizen?“ So halb und mißverſtanden, und in den Wind, als der Wunſch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schönheit ſeinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, ſondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag ſein Publicum von Schülern und Kennerchen getreu bleiben, wir wiſſen, daß alle wahren Künſtler und Liebhaber auf unſerer Seite ſind, die ſo über den Philoſophen lachen werden, wie ſie ſich bisher über die Gelehrten beſchwert haben. Und zu dieſen noch ein paar Worte, auf einige Künſte eingeſchränkt, das auf ſo viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine ſpeculative Bemühung den Künſten nützen ſoll, ſo muß ſie den Künſtler grade angehen, ſeinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um ſich greife und ſich thätig erweiſe. Denn um den Künſtler allein iſt es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in ſeiner Kunſt, daß, in ſein Inſtrument verſunken, er mit allen ſeinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, ſich Rechenſchaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer alſo ſchriftlich, mündlich oder im Beiſpiel, immer einer beſſer als der andere, den ſogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künſtlers, immer näher und näher zum Künſtlergeiſt aufheben könnte,

daß die Seele mit einflöſſe in's Inſtrument, der hätte mehr gethan als alle pſychologiſchen Theoriſten. Die Herren ſind ja hoch droben im Empyreum tranſcendenter Tugendſchöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Muſik an ängſtlicher mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unſre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſeyn ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten die ihn am meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künſte ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechaniſchen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland von S. Zweyter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbſt. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich beſuchte dein Grab und fand wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Diſtel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindſame Reiſen durch Deutſchland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lauze. Nur ſchade! inwendig ſteckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieſer ſetzt ſich hin zu empfinden; Yorick wird von ſeiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber ſteht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute ſagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recenſenten ſagen? Alle ſeine Geſchöpfe ſind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von ſeinen Weſen ſoll handeln laſſen, ſo greift er in die Taſche und gaukelt aus ſeinem Sacke was hervor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweyten Ritt nicht wagen; allein eine freundſchaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er ſie nennt, hat ihm geſagt: er ſoll ſchwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichter-

geſchlecht gehören, mit dem er ſo viel im erſten Capitel ſeines Traumes zu thun hat. Ihm träumt er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizeybediente des Literaturgerichts ſprechen anders, und laſſen den Herrn Präceptor noch eine Weile bei'm Leben. Aber, in's neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und ſchwatzenden Schriftſteller Morgenländiſche Radices raſpeln, Varianten ausleſen, Urkunden ſchaben, tironiſche Noten ſortiren, Regiſter zuſchneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakteriſiren es zum Deutſchen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unſerer Aeltervåter; aber auch nicht das geringſte Wildſchöne, trotz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das iſt zu wenig! des Dichters Wälder ſind licht wie ein Forſt unſerer Cameralzeiten, und das Abenteuer verpflanzte ihr ſo glücklich in ein Beſuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß ſeine Accorde nicht mit Bardengewalt an's Herz reißen. Die ſpröde Kunigunde, der er lange ſein Leidenſchäftchen vorgeklimpert, ſchmilzt endlich und ſpricht: Ich liebte dich geheim ſchon längſt! Nothwendig zur Wahrſchein-

lichkeit der Entwickelung, nur kein Compliment für die Harfe. Wir bedauern daß der Dichter, wie noch mehr Deutſche, ſeinen Beruf verkannt hat. Er iſt nicht für Wälder geboren. Und ſo wenig wir das Verfahren ſeines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmiſanthropie, ihm die Harfe zertritt; ſo ſehr wir fühlen, daß ſie das nicht verdient; ſo ſehr wünſchten wir, er möge ſie gegen eine Zither vertauſchen, um uns, an einem ſchönen Abend, in freundlicher Watteauiſcher Verſammlung, von Lieblichkeiten der Empfindung vorzuſingen. Er würde unſere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit geſellſchaftlichem Freudedank belohnen.

Lyriſche Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wiſſen faſt nicht mehr, ob wir wünſchen ſollten, daß junge Dichter die Alten frühe leſen. Zwar unſere empfindungsloſe Lebensart erſtickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigſtens idealiſche freiere Atmoſphäre eröffnen; aber, eben dieſe Sänger hauchen auch oft ein ſo fremdes Gefühl in die Seele, daß der beſte Dichter, mit dem glücklichſten Genie, bald ſich bloß durch ſeine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeiſterungen mehr tönen laſſen kann, die doch allein wahre Poeſie

machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage,

und reinen Dichtergeiſt ohne Autorgeiſt. Der beſte Dichter artet aus, wenn er bei ſeiner Compoſition an's Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journaliſtenruhm, als von ſeinem Gegenſtand erfüllt wird.

Brauns, H., Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Dieſen Fabeln hat der Herr Verfaſſer für ſeine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, ſagt er, nicht ohne Selbſtgefälligkeit: „vielleicht etliche junge Leute ſich hervorthun, und ihm Fabeln nachſchreiben könnten, ſo wie gleich etliche Bändchen freundſchaftlicher Briefe erſchienen wären, ſeitdem Er einen Verſuch in freundſchaftlichen Briefen geſchrieben hätte. Dieſen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel ſehr nöthig.“ — —

Nöthig ſind ſie freilich, ſowohl den böſen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachſchreiben, als allen andern, die ſich ohne Genie in dieſes Feld wagen; aber durch Herrn B's. Theorie werden ſie eben nicht ſehr erleuchtet werden. Er ſagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meiſtentheils thieriſche Handlung, worunter ein gewiſſer Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbeſtimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt

überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander geſetzt. Wir glauben daß ſie im Anfang nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, ſo zeigte man ihnen den Ausgang verſchiedener Unternehmungen in Beiſpielen. Wahre Beiſpiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete alſo andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr ſagt als vor Augen ſteht, immer abgeſchmackt iſt, ſo ging man aus der menſchlichen Natur hinaus, und ſuchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und ſo fabulirte man fort, bis die Menſchen mehr anfingen zu raiſonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundſätze, Syſteme u. d. gl. und mochte Induction nicht mehr leiden; zugleich entſtand das Unding der honneten Compagnie, zu welcher ſich Dichter und Philoſophen ſchlugen. Dieſe wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie ſchminkten ſie alſo, puderten ſie, behängten ſie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwiſchen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, ſondern amuſiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man ſich von der erſten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und ſchnitt die Auswüchſe ab; allein man konnte doch mit

der Induction nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn B's. Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falsch, oder alltäglich. Herr B. verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber: Liceat perire poetis! und warum sollte Herr B. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren als andere?

Gedichte von einem Polnischen Juden. 8. Mietau und Leipzig 1772. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf

euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Dann seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern, der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in einer Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich ein Polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Étudiant en belles Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch gepudert und mit glattem Kinn, und grünem goldbesetzten Rock (s. S. 11, 12.), der die schönen Wissenschaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Räd-

chen ſind die allgemeinſten Geſtalten, wie man ſie in Societät und auf der Promenade kennen lernt, ſein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von Tauſenden; er iſt an den lieben Geſchöpfen ſo hingeſtrichen, hat ſie einmal amuſirt, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwiſchen konnte. Ueber dieſe wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geſchlecht iſt er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er ſich bitterlich, daß er nur den Handſchuh ehrerbietig koſten, ſie nicht bei'm Kopf nehmen und weidlich anſchmatzen darf, und das alles ſo ohne Gefühl von weiblichem Werth, ſo ohne zu wiſſen was er will.

Laß, o Genius unſers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuſten mannichfaltigſten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl faugen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſey; deſſen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungene und

erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens, vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sey an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweyte Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mit gebornem Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten

dieſer Welt ahnete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammenſeyn, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte.

Laß die beiden ſich finden; bei'm erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander laſſen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausſpricht, keiner „mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden „vollen Blick, und der Seele drinn.“

Wahrheit wird in ſeinen Liedern ſeyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblaſenideale, wie ſie in hundert Deutſchen Geſängen herum wallen.

Doch, ob's ſolche Mädchen gibt? Ob's ſolche Jünglinge geben kann?

Es iſt hier vom Polniſchen Juden die Rede, den wir faſt verloren hätten, auch haben wir nichts von ſeinen Oden geſagt. Was iſt da viel zu ſagen! durchgehends die, Göttern und Menſchen verhaßte, Mittelmäßigkeit. Wir wünſchen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unſer Ideal ſuchen, einmal wieder, und geiſtiger begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerſpiel, nach einem von Shakeſpear erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfaſſer, da er ſich, laut dem Vorbericht, nach einer ſchweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beſchäftigte ſich mit Shakeſpears Werken. Das hätten wir ihm nun gleich ſagen wollen, war für einen Reconvaleſcenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakeſpears Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele geſund ſeyn. Da bedauerten nun der Herr Verfaſſer aus innigem Gefühl einer kühlen, ſchwächlichen, kritiſchen Sittigkeit, die vielen incongruités, durch die (wie der treffliche Johnſon ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beſchloß alſo: das Gold von Schlacken zu ſcheiden (denn das iſt ja ſeit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakeſpear), wenigſtens einen Verſuch zu machen, nichts weniger dem ehrſamen Publico vorzulegen, als: wie ungefähr Sophokles, wenn er dieſen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun traveſtirten ſie alſo — nicht traveſtirten! dann bleibt wenigſtens Geſtalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt ſich wenigſtens aus dem Gegenſatz ahnen — alſo denn? —

welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespears Reichthum aus!

Shakespear, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Shakespears Stücke, deren Wesen, Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakespears — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königl. Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drama, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Ver-

faſſer wiſſen ſo wenig als wir, was ſie daraus machen ſollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomiſche Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit ſo viel zu ſchwatzen, daß der geſunde Menſchenverſtand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier iſt der Inhalt der Stücke; denn wir wollen ſie nicht umſonſt geleſen haben.

Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Feſtung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, ſo hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen ſehr moraliſch ſententiöſer Leute, wider ſeinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow: Zwey entſetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewiſſe Excellenz ein Wunder geſchehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalſchaubühne erhört worden ſind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, ſie wäre ſonſt am Ende der Welt geweſen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf, und ein Kammerdiener reißen ſich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erſtochen; der Herzog, der dazu ſchon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle

iſt, doch ohne es zu wiſſen, verſteht ſich wegen des decorum, der Herzog läßt ſich unter einem falſchen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttauſend Dinge gehindert, die Decke zu beſchreiten; und da alſo das Mädchen nach Deutſchen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, ſo heirathet ſie den Grafen. Man ſchießt, ſticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, ſpricht Sentenzen, verſöhnt ſich und, wie am Schluß verſichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geſcheidt.

Der Tuchmacher von London: einen Augenblick ſpäter und Lord Falkland und Wilſon lagen in der Themſe; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Heiurich, Betſi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieſer Sammlung ſoll nächſtens der zweyte Theil nachfolgen; denn ſeitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer Franzöſiſchen Kupplerin mit dem Nonſens Unzucht treiben, hat ſich ihr Geſchlecht vermehrt wie die Fröſche!

Zwey ſchöne neue Mährlein: als 1) Von der ſchönen Meluſinen; einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen ſoll. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfaſſet. Leipzig in der Jubilatemeſſe 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurſchen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfaſſer dieſer Lieder und Mährlein ſchrieben doch wenigſtens nicht für's Publicum, und ſo iſt ſchon zehn gegen eins zu wetten, daß ſie weit weniger verunglücken müſſen, als unſere neueren zierlichen Verſuche. Meiſtens iſt's ein munterer Geſelle, der den andern vorſingt oder den Reihen anführt, und alſo iſt wenigſtens die Munterkeit keine Prätenſion und Affectation. — Der Herr Student, der dieſe Mährlein verſificirt hat, verſificirt ſehr rein, ſoll aber deſſen ungeachtet keine Mährlein mehr verſificiren, denn ihm fehlt der Bänkelſängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todſchlag ſieht, juſt wie alles in den Quadraten ſeiner gemahlten Leinwand ſteht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menſchen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel iſt, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren

Fäuſten zuſchlagen — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakeſpears Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unſerem Auge vorrückt — ſondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberſtadt gemacht und gedruckt ſeyn.

Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derſelben aus Originalpapieren und andern zuverläſſigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweyter Theil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben ſich bei der Erſcheinung des guten Fräuleins von Sternheim ſehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, deſſen ganze Seele aus Verſtand gebaut iſt, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ alſo ſchon lange das gute Kind ihrem Schickſal, und gedachte ihrer ſo wenig als ein Kammerherr ſeiner Schweſter, die einen Prieſter geheirathet hat. Der Schönkünſtler fand in ihr eine ſchwache Nachahmung der Clariſſa, und der Kritiker ſchleppte alle die Solöciſmen und baute ſie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bei unſerm Freund Shakeſpear. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geiſt der Wohlthätigkeit dieſes liebenswürdigen Mädchens einen

gar

gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren ſich, wenn ſie glauben ſie beurtheilen ein Buch — — es iſt eine Menſchenſeele; und wir wiſſen nicht, ob dieſe vor das Forum der großen Welt, des Aeſthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entſchuldigen, durch den ſie ſich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemählde Alexanders betrachten, da er ſeinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungsſucht; und miſchten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländiſchen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die ſich in einer drückenden Situation befindet, ſo hätten wir ungefähr den Schlüſſel zu der ſogenannten Sottiſe. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Compoſition für das Publicum iſt, und Wieland hat es ſo ſehr gefühlt, daß er es in ſeinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze iſt gewiß ein Selbſtgeſpräch, eine Familienunterredung, ein Aufſatz für den engeren Cirkel der Freundſchaft: denn bei Lord Rich müſſen die individuellen Züge beweiſen, daß dieſer Charakter zur Ehre der Menſchheit exiſtirt. Das Journal im Bleigebirge iſt für uns die Ergießung des edelſten Herzens in den Tagen des Kummers; und es ſcheint uns der Augenpunct zu ſeyn, woraus die Verfaſſerin ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des

Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns in's Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob ineinander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt ſey, ſo antworten wir dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Maſchiniſt Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſons Lovelace, ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königin von Scheſchian, eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4ter Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandiſche Muſe gewandelt, drey Ruhepuncte angeben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert.

Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System in dichterischer Diction dargestellt, die Charaktere die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Meisten, und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen, und halb durch eigne Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege

unter dem Putz, und die eklen Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dieß glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Classe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsre Leser kennen das Buch, und unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also über die Composition des Ganzen, und das Besondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs, in Beiseyn der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth, und die edelsten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, so schläft der König, wie sich's gebühret, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende, denn er hat für seine Leser, damit sie sich bei'm Aufwa-

chen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit ſtehen laſſen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem erſten Theil geht die Abſicht des Verfaſſers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie ſie für ihre eigne Perſon glücklich ſeyn könnten, in dem Beiſpiele eines Völkchens, das er durch Pſammis, einen Philoſophen ſeiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung ſeines Vorbildes des „Ah quel Conte!“ verliert dieſes Werk etwas in Anſehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So carricaturartig als die Crebillonischen Figuren ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber iſt alles Inſchrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchſtaben an die Wand geſchrieben, und die Figuren ſind herum gemahlt. Wir wollen den Verfaſſer nicht journaliſtenmäßig darüber ſchikaniren. Es ſcheint nun einmal, er hat in dieſer Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt iſt, ſo ſteht es einem frei, ſeinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Clive ſpielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im erſten Theil ſteht nur wegen der Moral des Pſammis da; und von einer Verzierung von Eiſen gezeichnet, und von Gravelot geſtochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder Le Brun. Der Verfaſſer lacht mit Recht über die ſchiefen Ausleger dieſes Ideals,

wir machen in Anſehung ſeiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemählde menſchlicher Geſchichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann; daß die Zeit ſich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Miſchung von Tugend und Laſter, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns alſo nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vaſen, die buntgeſtickte Leinwand auf den Tiſchen dieſes Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung ſetzen ſie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo ſo viel Genuß; welche Armuth, wo ſo viel Eigenthum iſt.

Wir danken dem Verfaſſer für die Moral des Pſammis, die ganz aus unſerm Herzen iſt, und für die gute Art, womit er zu Ende des erſten Bandes eine Gattung moraliſcher Giftmiſcher, nämlich die gravitätiſchen Zwitter von Schwärmerey und Heucheley hat brandmarken wollen. Da die Societät dieſen Heuchlern keine eignen Farben und Kragen gegeben hat, woran man ſie von weitem erkennen könnte, ſo ſind ſie doppelt gefährlich.

Der zweyte Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böſes unter einem gutherzigen Regenten geſchehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfaſſer immer noch voll von ſeinem edlen Enthuſiasmus an,

der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden, und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen Grundsätzen fällen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten.

Der Despot Isfandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tifan, den ihm sein Wessir Dschengis entzieht, und dafür seinen eigenen Sohn den abgeschickten Mördern preis gibt. Die Erziehung des jungen Tifan geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch,

und lernt gute Menſchen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundſätze dieſer Erziehung ſind vortrefflich. Nicht ſo leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umſtänden hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zuſammentreffen, die beinahe unvermeidlich ſind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die gröſste Schutzſchrift für ſie gegen alle Declamationen der Dichter und Philoſophen geweſen. Tifan wird im vierten Theil Regent von Scheſchian, und wir laſſen uns nicht in die Grundſätze ſeiner Regierung ein. Sie ſind ſo allgemein gut und anerkannt, als ſie jemals auf dem Papier geſtanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablaſſung ſich mit einer neuen Ausgabe hat beſchäftigen wollen. Wir würden uns und unſern Leſern ein ſchlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen ſagten, was ſie ſchon lange wiſſen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile, und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Musen-Almanach. Göttingen 1773. in 12. bei Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer. 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musen-Almanach auf's künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenk gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr (Clamer Eberhardt Karl) Schmid zu Halberstadt, dessen Petrarchische Versuche unsre Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neueren Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieser Sammlung, von Herrn Schmid, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurück zu zaubern, so sehen wir diese

Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien, und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakespear. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Hänsel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. — Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm

aufrichtig Dank ſagen. Die Winke, die der Dichter hier unſerm lieben Deutſchen Vater- und Dichterlande in der wahren Inſchriftſprache gibt, ſind ſo wichtig, daß ſie als Motto's vor künftige Dunciaden und kritiſche Wälder geſetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat dieſe Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Syſteme lacht, doch aber das ſeinige oder Ariſtippiſche von neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum ſey. Wir dächten, weil's einmal ſo iſt, daß die liebe Natur den Stoff ſelber wirkt, und das Syſtem nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, ſo gibt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht iſt, es müßte denn der Rock des Herrn Chriſti ſeyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock iſt, und alſo die Taille gewaltig verſteckt.

Herr Kretſchmann erſcheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er ſteht nämlich mit der Goldſichel unter dem heiligen Eichenſtamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er gibt ihm in der vierten Strophe S. 44. förmlich ſeinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopſtocks und Gerſtenbergs wegen verweiſen könnte.

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der

Sprache als Meiſter und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer iſt eingelegte Arbeit, mit ihrem Chineſiſchen Schnickſchnack auf Theebreten und Toilettkäſtchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer ſieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopſtocks Glorie ſaumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerſtenberg, Freih. v. N. ſind ſchöne Stücke da. Die übrigen Herren ſammt und ſonders figuriren als Figuranten wie ſich's gebührt.

Hinten ſind einige Lieder, in Muſik geſetzt, worunter Klopſtocks Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt iſt.

Die Materie zu den Kupfern iſt aus dem Agathon genommen, allein ſie ſind, wir wiſſen nicht aus welcher Urſache, da ſie Meilen zum Verfaſſer haben, ſehr ſchlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit ungemein für ſeine Bemühungen um die Deutſche Anthologie verbunden.

Luſtſpiele ohne Heirathen, von dem Verfaſſer der empfindſamen Reiſen durch Deutſchland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbſt. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beſchäftigung auftrugen, als

empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drey Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drey Aufzügen, welcher das zweyte Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerey in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon bei'm ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur Deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abend-

ſtunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreiſen, Tagreiſen, Brunnenreiſen, genug bekommen haben, ſo war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorſchlagen, in welcher man dieſe Beiträge leſen könnte, ſo wäre es ſtehend, und zwar auf Einem Beine. Denn ſo würde man mit eben der Geſchwindigkeit leſen, mit welcher der Verfaſſer gearbeitet hat. Das Modewort Lectüre heißt ohne dem weiter nichts, als eben ſo gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der gröſste Theil dieſer Beiträge ſind, wie gewöhnlich, Ueberſetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat ſich Prior ſehr oft müſſen mißhandeln laſſen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfaſſers erſuchen wir, bloß die Ueberſetzung der Kirchhofselegie mit denen beiden proſaiſchen Ueberſetzungen, die man ſchon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue proſaiſche, da wir die vortreffliche poetiſche von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte ſich der Verfaſſer auch nicht verſündigen ſollen, da Schiebler ſchon dieſes Stück überſetzt hatte.

Seine eigenen proſaiſchen Zuſammenſchmierungen haben wir nicht ausleſen können, nur ſo viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochen-

schrift von Mylius, den Freygeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht
Unbewacht
Laß mich deinen Wortheil kennen;
Stelle mir
Lebhaft für
Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweyten Theile.

Theatralalmanach für das Jahr 1775, verfasset von einigen Liebhabern der Deutschen Schaubühne, zu finden in dem Kaiserl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Wien. Zweyter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philosoph kein Lampeduse findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergötzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die Deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publicums, und dem Muthwillen der

Schreiber- und Ueberſetzerzunft ausgeſetzt bleibt; ſo lange in ganz Deutſchland nur ein tragiſcher Schauſpieler, nur eine tragiſche Schauſpielerin exiſtirt, ſo lange die Gebler, die Stephanie ſchreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philoſophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Bramine, den ganzen Tag in Einer Poſitur unthätig ſäße, als ſich in den Schauplatz erhübe? Aber um der Philoſophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakeſpeare, Ugolinos und Herrmannsſchlachten, und von Schauſpielern aufgeführt wiſſen wollen, wie ſie ſich die Griechiſchen und Brittiſchen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich ſeyn. Alſo laßt uns zufrieden ſeyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigſtens nicht rückwärts gehen, wenn wir (wie in allen menſchlichen Künſten) nur unmerklich vorwärts gegangen ſind; laßt uns jede, auch die unerheblichſte Nachricht vom Zuſtande der Deutſchen Bühne (über den ſogar ein Univerſalalmanach zu wünſchen wäre) aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden ſeyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarey herrſchte, jetzt jährlich zwey Theatralkalender erſcheinen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieſes Jahr ſchon angezeigt. Der Verfaſſer derſelben, Herr Müller, der ſich auch die Ehre des erſten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfaſſern voraus. Beide ſind für Auswärtige

tige gute hiſtoriſche Quellen, wenn ſie ſchon zu einer eigentlichen Geſchichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß ſummariſche Anzeigen (die ſeichten Raiſonnements im Theatralalmanach ſollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatiſche Entwickelung der Urſachen, keine philoſophiſche Charakteriſirung ſuchen, ſondern ſich begnügen, die Sachen in einer gewiſſen Ordnung überſehen zu können.

Der dießmalige erſte Artikel im Almanach iſt aus dem guten Gedanken entſtanden, die zerſtreuten Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt zu ſammeln. Wenn die Sammlung eine Quinteſſenz aus der Menge dramatiſcher Blätter wäre, die ſeit vier Jahren in Deutſchland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht ſuchte, ſo wäre ſie löblich. Aber aus einem ſo bekannten Buche, wie Sulzers Theorie, faſt fünf Bogen abdrucken zu laſſen, das heißt den Käufer um's Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr beſtritten werden können, als die dramatiſchen.

Der Artikel über die Italiäniſchen Schauſpiele hat uns am beſten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünſtler werden mit Recht bedauert, die ſolche nugas canoras bearbeiten müſſen. „Es ſind Niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man beſetze ſie noch ſo häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“ Lei-

der erhalten wir dießmal nur einen einzigen Plan von einem Noverrischen Ballette.

Mit Freuden lasen wir, daß die Französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden:

— — Du lächelst
Muse der gaukelnden Afterschwester
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreymal Deutsches Schauspiel, und dreymal Opera buffa. Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären, den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sey. Sie soll das bewundernswürdigste Subject gewesen seyn, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der Deutschen Theatraldichter, das ist, aller derer die sich mit dreister Faust an's Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sey Dank, längst todt. Herrn Pfeufers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben, als Karl und Eleonore, z. B. Vendelino. Scheibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den

politiſchen Zeitungen wiſſen. Die einheimiſchen Theatraldichter haben dießmal einen beſondern Abſchnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerſpiele, beſonders wenn ſie in Verſen geſchrieben ſind, hingegen allen Wuſt von Dramen gerne ſehe, ſo ſchlecht ſie auch zuſammen geleimt ſeyn mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man ſehr auf die Menge der Perſonen (S. 147) ſehe, wenn es auch achtzehn Kinder ſeyn ſollten; daß man ſogar anfange ſich an Shakſpear zu verſündigen. Die erbärmlichen eingeſtreuten Urtheile rathen wir jedem zu überſchlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wiſſen die Herren nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!“ Geblers Lob rauſcht uns auf allen Seiten ſo ſehr in die Ohren, ſo daß die Verfaſſer ſelbſt zu den poſaunenden Theatraltrompetern gehören, derer ſie S. 179 ſpotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne ſcheinen den Verfaſſern gar große Rieſen. In Weißens Haushälterin ſoll zu viel Locales ſeyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie ſo ſehr habe bewundern können, da ſie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es ſogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange geſpielt. Von Zeit zu Zeit geſchehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Heufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile. die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim sey genothzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Cabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1773. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsere Bardenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab.

Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem, oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zei-

ten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändlenden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein Deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike Griechische Schilderungen mit Deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Cabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unsrer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Vorwelt, und lerne die Weisen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter so viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Haghard und Sygna. 4) Odins Helafarth. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Egills Lösegesang. Sind Uebersetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeicheley, hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetzung eines solchen Stücks aus dem barbarischen Latein den guten Sined gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theresiens. War, so viel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers

fließt in dieſem Stück ſo ſanft, ſo voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und beſonders ſind dem Hr. Denis die Reime ſehr gut gerathen, die ſonſt eben den beſondern Beifall unſrer Barden nicht haben.

10) Bardenfeyer am Tage Thereſiens, iſt bekannt genug. 11) Auf Joſephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyriſchen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reiſen Joſephs, wovon die drey erſtern ſchon lange bewundert worden ſind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in dieſem iſt nicht Joſeph der Held, ſondern Joſeph der Vater, der Steurer des Mangels, beſungen:

Sein Herz
Vaterempfindungen voll
Flügelt ſich, Elbe, zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt ſich, Moldau, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrſcher ſchickt!
Joſeph iſt Herrſcher! Kein Bot', er ſelber, er kömmt.

16) Die Seile des Pflügers. Auch ſchon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Rur. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Oberſten der Barden Teuts (Klopſtock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim.) 22) An Friedrichs Barden (Ramler.) 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße.) 24) An den beredteſten der Donaudruiden (Wurz.) 25) Rhin-

gulphs Lied an Sined. 26) Sineds Gesicht (beide schon aus den Almanachen bekannt.) 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir sagen, wenn wir von jedem besonders reden wollten. Die meisten sind ganz vortrefflich; dagegen stoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünschten. Bei einem Barden, der sonst so erhaben singt, wird man unter dem Lesen schwacher Stellen etwas unwillig; da überdieß diese Flecken sich so leicht abwischen lassen. Doch ist das Gute auch desto vollkommner, und dieser kleine Tadel soll keinen Leser abschrecken, diese dennoch vortrefflichen Stücke zu lesen.

28) Vaterlandslieder. 1) Die Vorzüge seines Vaterlandes. 2) Freude über den Ruhm der vaterländischen Weisen. 3) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutschen Gesängen. 4) Freude über den Frieden und Ruhe seines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geschmack einiger seines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler Deutschen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorstehers am Theresianum Hohenwart. e) Ueber die Arme seines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Diese Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Nänie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recensenten däucht auch manches sehr gezwungen darin. Desto stärker und

eindringender aber ſind die vorhergehenden Klagen geſchrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutſchland, höre doch einmal deine frommen Barden, und folge ihnen. Sie ſingen jetzt noch immer Mitleid — aber ſie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der ſichtbaren Welt. In allen dieſen Gedichten athmet menſchliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Laſters und der Weichlichkeit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft ſpricht der Barde kühn, oft eindringend, oft ſanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat ſeinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopſtocks Oden und die Dunkelheit darin ſo ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Conſorten werden freilich auch itzt noch nicht zufrieden ſeyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit ſich oft genug herabgelaſſen hat.

Wir können Hrn. Denis verſichern, daß wir ſeine Lieder mit vielem Vergnügen geleſen haben.

Nun wird nächſtens Hr. Maſtalier auch eine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtalten, welcher wir mit Freuden entgegenſehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geſchmacks durch die Bemühungen ſo vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beiden Namen hat man beibehalten, sagt er, weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche.“

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer; diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort

ſtrafen. Der Herr Verfaſſer beſtreitet dieſe, nach ſeiner Meinung, der Moralität ſo nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieſer Stolz ſagt er, S. 18, iſt der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen ſeinen Sitz.“ S. 20. „Bei Gott iſt kein Vergeſſen: Das Vergeben iſt eben ſo wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böſe behält ewig ſeine Stärke, und ewig ſeine Folgen.“ S. 22. „Der Menſch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieſer Eigenwille herrſcht in einem Kinde unumſchränkt, noch ehe als es andere Beiſpiele geſehen hat; es ſträubt ſich mit ſeinen ſchwachen Gliedern gegen allen Zwang.“ Auch die beſten Menſchen ſind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn (S. 24,) eine neue Philoſophie hat es gerade heraus geſagt: Wenn Wünſche tödten könnten, die Beſitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens geweſen.“ Oft hat der Herr Präſident mit ſchmerzhaftem Lächeln geſehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eiferſucht das Verdienſt verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachſen drohen möchte; wie ſie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch geſehen. Allein wir ſchließen nicht daraus, daß alle Waſſer die getrübt werden können, Kothlachen ſind. Noch eine bisher neue Philoſophie über die Dinge dieſer Welt haben wir aus dieſer Schrift gelernt. S. 191. ſagt

der Verfaſſer: „Hätte Gott die ſündigen Menſchen hier und in der Ewigkeit der Herrſchaft des Laſters übergeben, ohne Beweiſe ſeiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, ſo wäre er nicht mehr der Richter der Welt geweſen, und ſeine vernünftigen Geſchöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung.“ Alſo, wenn Gott nicht ausdrücklich geſagt und verboten hätte: Haſſe deinen Bruder nicht, ſo würde mein Haß keine ſchädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laſter meine Seelenruhe nicht geſtört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die ſicherſten Nachrichten. Der Menſch beſteht, wie wir aus dem Katechismo wiſſen, aus Augenluſt, Fleiſchesluſt, und hoffärtigem Weſen. Daraus zieht der Verfaſſer ſein Syſtem des künftigen Zuſtandes. „Wolluſt und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wolluſt haben, und weil dort kein Gold iſt. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorſehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menſchlichen Herzens am angemeſſenſten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrſcht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Luftſtreiche ſind, die Raiſonnements über die Geſchichte der Menſchheit zu den Zeiten des Er-

lbſers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweiſe für das Chriſtenthum, von denen man ſo wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß ſie alle gleich ſtark ſeyn ſollen. Auch gegen Ordnung und Compoſition darf man nichts ſagen, wenn man nicht in die Ketzerliſte eingetragen ſeyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengeſetzten Parteyen zu bedenken, ob es dem höchſten Weſen anſtändig ſey, jede Vorſtellungsart von ihm, dem Menſchen, und deſſen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiſte zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böſe angeſehen haben will, auch vor ihm gut und böſe ſey, oder ob das, was in zwey Farben für unſer Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtſtrahl für ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben ſind bei einem unveränderlichen Weſen doch wahrlich nichts als Vorſtellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Menſch das thun ſolle, was wir alle gut nennen, ſeine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der ſchönen Natur ſeyn, er mag Kräfte haben ſeinen Weg fortzuwandeln, oder ſiech ſeyn und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin ſind wir einig, und das iſt genug!

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publicum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Aus-

legungskunſt, auch des ſtrengſten Denkers, ſtreitet; denn, wenn je ein Begriff biblisch war, ſo iſt es dieſer. Er hängt ſo ſehr mit der Lehre des Morgenländers von der menſchlichen Seele, ſeiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. ſ. w. zuſammen, wird durch ſeine Sittenſprüche, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten ſo ſehr beſtätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugeſtehen wollte, als jedem andern menſchlichen Buche, man dieſe Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apoſtel und Evangeliſten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß wenn es auch nur ein von Chriſto in ſeinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und beſtätigt worden; und nur allein der Vorſehung iſt es vorbehalten, zu beſtimmen, wie viel Wahrheit ſie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweiſen ſeyn wird); wäre es dem großen Haufen nur Vorſtellungsart von einem Principio des Uebels, ſo wäre es ſchon als ein glücklich gefundener Markſtein nicht zu verrücken, —— oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Syſteme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht gefloſſen und Katechismusnahrung geworden, — ſo würde er auch von dieſer Seite ehrwürdig genug ſeyn, um in ihm nicht die Ruhe und Seelenſicherheit ſo vieler

zu ſtören, die leicht zu verwunden, aber ſchwer zu heilen iſt. Hätte der Verfaſſer ſich den Schriften Moſis auch nur als einem der älteſten Monumente des menſchlichen Geiſtes, als Bruchſtücken einer Aegyptiſchen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, ſo würde er die Bilder der Morgenländiſchen Dichtkunſt nicht in einer homiletiſchen Sündfluth erſäuft, nicht jedes Glied dieſes Torſo abgeriſſen, zerhauen und in ihm Beſtandtheile Deutſcher Univerſitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es iſt ekelhaft anzuſehen, wenn uns ein ſolcher Scribent, wie dieſer, unterſcheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geſchichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat ſie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorſteht, und ſehe, was er nicht alles lehren will. Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorſetzt, und dadurch den Leſer noch aufmerkſamer auf den Beweis macht. Unſre Leſer erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzuſetzen. „§. 45. Das menſchliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgeſtellt; §. 46. dieſem Blut kann eine Liſt beigelegt werden; §. 47. und eben ſowohl eine Rede; §. 50. der Fluch der Schlange ſchickt ſich auch ganz wohl auf das menſchliche Blut; §. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Verſöhnung gemacht worden iſt; §. 85. man kann gar wohl ſagen, das Opfer des Blutes

Chri=

Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut, des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt.“ Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee; nebst desselben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drey Arten von Menschen werden diese Belehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theolog und der Philo-

ſoph werden aber wenig Antheil an dieſen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des phyſiſchen und moraliſchen Zuſtandes des Menſchen, nach kühnen und ſichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, ſich ein zuſammenhangendes Religionsſyſtem gebaut hätte, in dem wenigſtens einige Feſtigkeit, oder doch nur Glanz zu ſehen wäre. Dieſes Syſtem, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft beſtreiten; er wird mit ſeinem armen Freunde durch die Labyrinthe ſeiner Unterſuchungen wandern; wird ſeinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben; wird, ſeine Irrthümer zu heilen, ſeine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fordern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, ſollte es auch bis im Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleſte Flamme in der Phantaſie aufzutreiben ſuchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struenſee war ſo wenig Philoſoph, als es Herr Dr. Münter zu ſeyn ſcheint; und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr geweſen, ſo würden ſie nimmermehr mit einander zurecht gekommen ſeyn. Struenſee eröffnet §. 10 ſeine Begriffe von der

Metaphyſik des Menſchen: er hält ihn für eine Maſchine; will ihm aber die Freiheit nicht abſprechen, die jedoch durch die Empfindungen beſtimmt würde. Die Handlungen ſeyen nur moraliſch, in ſo fern ſie der Geſellſchaft ſchadeten; an ſich ſey alles gleichgültig. — Ein ſo übel zuſammenhangendes Gewebe war leicht zerriſſen. Herr Dr. Münter ſetzt Hypotheſe gegen Hypotheſe, und ſo ſehr die ſeinige mit willkürlichen Begriffen und Kunſtwörtern ausgeſtopft war, die Struenſee gewiß nicht, oder wenigſtens nicht ſo wie ſein Gegner verſtand, ſo war ſie doch leicht wahrſcheinlicher zu machen als die Struenſee'ſche, die in ſich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünſchte der Graf die Unſterblichkeit. Er hatte Jeruſalems Betrachtungen geleſen: und dieſe verleiteten ihn zu ſeinem Wunſch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen ſeine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Troſt zu ſuchen. Das war auch die Operation, die Hr. Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struenſee, der nie Philoſoph war, mit beiden Händen zugriff, und ſich alles gefallen ließ, was ihn tröſten und ihm Glück jenſeit des Grabes verſprechen konnte, da dießſeits keins mehr für ihn da war.

Man leſe dieſe ganze Schrift, und insbeſondere die Nachricht des Grafen ſelbſt, ſo wird man, wenn wir

uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüsteney geräth, so lange herum schlendert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an, mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern! oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menschenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. —

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir dessen ungeachtet, allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzustrenge, und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der

weiche Orientale bepolſtert ſein Paradies um wohlgeſchmückte Tiſche, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Norde überſchaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünſchtes Feld ſeiner unzerſtörlichen Stärke, ruht dann, ſein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forſchen ſein Wiſſen zu vermehren, ſeine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir ſeinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach ſich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen ſpecialen, und vielleicht den ſpecialſten anſehen können.

In dem erſten Theil S. 23 erklärte er ſich ſchon, wie er ſein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menſchen, beſonders Chriſten beſtimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Ausſichten für Denkende und Gelehrte, wenigſtens iſt mit allzugroßer Vorliebe für dieſe geſorgt; ſie ſtehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu anſehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken ſollte, einer ihrer Familie habe den Hofſtaat dieſes Himmelreichs zu beſtallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den erſten Anlaß gegeben. Wie deutlich ſieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweyten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organiſation ermüdet, ſich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinſt zu durchſchauen, die Geheimniſſe der Organiſation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meiſter Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die erſten Erkenntnißlinien nur ſchwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonuern und Planetenrollen verloren, ſich über das Irdiſche hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten ſtößt, tauſend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib verſetzt, für die mikromegiſchen Geſichte, Analogie in unſern Kräften, Beweisſtellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreyzehn Briefe enthält, müſſen wir ſagen, daß ſie nach unſerer Empfindung ſogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in dieſen Briefen nichts geſucht, als was uns der Verfaſſer verſprach, ausgegoſſene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und ſtatt allem dieſem finden wir Raiſonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohl geſprochen; aber was ſoll uns das!

Schon da wir vor dem erſten Theile den Inhalt der

zukünftigen Briefe durchſahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geiſtes-, ſittlichen und politiſchen Kräfte, in Briefe abgetheilt zu ſehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken ſich eine Fertigkeit erworben haben, auf wiſſenſchaftliche Claſſificationen eine Menſchenſeele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe ſelbſt durchſchauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger als wir vermutheten. Im dreyzehnten Brief „von Erhöhung der Geiſteskräfte," logiſch-metaphyſiſche Zergliederungen der Geſchäftigkeit unſers Geiſtes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er ſchließt, wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier eins, ſo heben wir dort tauſend," als wenn nicht eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend dieſer Erde beſtünde. Doch das geht durch's ganze Buch durch. Denn auch in dieſem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das ſyſtematiſirende Erfahrungſammeln. Hat er nie bedacht was Chriſtus dem großen Haufen an's Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie dieſe Kindlein" und was Paulus ſpricht: „das Stückwerk der Weiſſagungen, des Wiſſens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erſt auf den Schauplatz; und wie? über unſere ſittlichen Kräfte, nach An-

laß theologiſcher Moral mit einiger Wärme homiletiſirt er, daß Phraſe die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meiſt ſo einwickelt, daß alles zuſammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht beſſer iſt's im funfzehnten und ſiebzehnten Briefe. In jenem ſind uns die Knechtſchaft und Herrſchaft anſtößig geweſen; bibliſch-bildlich mögen ſie ſeyn, der Empfindung zuſagend ſind ſie nicht, und die Analogie aus dieſem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig Läſſige nöthig, durch Einen Wirkſamen ermuntert zu ſeyn, muß es hier Menſchen geben, die Mittelpunct ſind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen ſoll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unſrer Meinungen einlaſſen. In dem ſiebzehnten Brief von den geſellſchaftlichen Freuden des Himmels iſt viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unſre Seele mit Himmel zu füllen. Dem ſechzehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir ſein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es iſt ſo alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und den ſeligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilſame Wirkung haben, gewiſſe Menſchen über dieſe Materien zu beruhigen. Wir ſagen gern von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu ſagen, wir ſind viel zu ſehr mit der Vorſtellungsart, aus

der Herr K. ſchreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten ſchikaniren ſollten, von denen er ſchon ſo viel hat leiden müſſen. Und aus unſerm Geſichtspunct haben wir geſagt, was wir zu ſagen hatten; der grübelnde Theil der Chriſten wird ihm immer viel Dank ſchuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigſtens eine herrliche Welt vor die Augen, wo ſie ſonſt nichts als Düſternheit und Verwirrung ſahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte K. für den empfindenden Theil der Menſchen zu ſingen, ſich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, dieſe Briefe zu ſchreiben, würde ſie auch nicht geſchrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus ſeinem Herzen ſtrömende Kraft hätte Alle mit fortgeriſſen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwey Köpfe, da ſollte er wohl Geſichtspuncte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen, und dazu beſtimmte er die Briefe. Wir wiſſen nicht, ob er den Zweck durch ſie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, ſeinen Geſinnungen auch, trotz allem Widerſpruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch beſſer gethan, gleich mit der erſten Wärme an's Gedicht zu gehen, und zu wagen was er doch noch wagen muß.

Wir wünſchen ihm Glück zu ſeiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, ſo hat er über dieſe Materien genug, ja ſchon zu viel gedacht.

Nun erhebe ſich ſeine Seele, und ſchaue auf dieſen Gedankenvorrath, wie auf irdiſche Güter, fühle tiefer das Geiſterall, und nur in Andern ſein Ich. Dazu wünſchen wir ihm innige Gemeinſchaft mit dem gewürdigten Seher unſerer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geiſter durch alle Sinnen und Glieder ſprachen, in deſſen Buſen die Engel wohnten: deſſen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich iſt, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was ſey das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geiſt füllen!

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waiſenhauſe. Winterthur 1773. Die erſte Hälfte. S. 254. gr. 8.

Jedes große Genie hat ſeinen eigenen Gang, ſeinen eigenen Ausdruck, ſeinen eigenen Ton, ſein eigenes Syſtem, und ſogar ſein eigenes Coſtum. Wenn das nicht wahr wäre, ſo müßten wir unſern Lavater für die allerſeltſamſte Erſcheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavateriſchen Schrift mit der andern den ſeltſamſten Contraſt, und ſelbſt in einer und derſelben Schrift die wunderbarſte Vermiſchung von Stärke und Schwäche des Geiſtes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philoſophie und trüber

Schwärmerey, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recenſent hat dieſen Mann ſeit einiger Zeit genauer ſtudirt, und würde ſich nun der Sünde fürchten, dieſes Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contraſt iſt bloß ſcheinbar — ſo wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contraſt nennt, eigentlich nur relativ iſt. Denn eigentlich nennen wir alles ſo, was dem gemeinen Haufen der Menſchen auf- und nebeneinander geſtellt lächerlich und abgeſchmackt vorkommt. Iſt aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, ſeiner Natur nach, ſeinen eigenen Gang, ſein eigenes Coſtum, wie wir oben ſagten, ſo iſt das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contraſt, und der Zuſchauer muß ſeine Weiſe mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne ſich unterfangen zu wollen jeden Schritt deſſelben nach dem gemeinen Maßſtabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich iſt, mit abgewandten Blicken vorbeilaſſen; oder, wenn er ſo demüthig ſeyn kann, anſtaunen — und ſo wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit ſich beruhigen, daß er zu ſich ſelbſt ſage: ſo denket, ſo ſpricht nur — ein Lavater! und alſo nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recenſent vielleicht würde gerügt haben.

Hr. Lavater hat dieſe Predigten ſeinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Haſenkamp, Rector am Gymnaſium zu Duisburg, zugeeignet, und uns

von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dieß, lieber Bruder, sey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüberhin, lieber Leser!), aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: sey weise, sey ein Mann! — — widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens, den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das empor brausende christusleere Christenthum, auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerey auf der andern Seite.“ Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht fürtrefflich denkt? aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen. Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was, vernunftlose Schwärmerey? Welches sind ihre Gränzlinien, welche die Mahlzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Vom

erzählt Hr. Lavater ſchön und ungekünſtelt den ſonderbaren Ruf des Jonas aus der Geſchichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr L. ſagen konnte: „das iſt ſchwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth vor dem Angeſichte des Herrn zu fliehen, und ſeiner allgegenwärtigen Hand gleichſam zu entlaufen," da doch die Anmerkung ſo alt als richtig iſt, welche die beſten Ausleger zu Ablehnung dieſes Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (פני יהוה) das Angeſicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, das Gott nur unter ſeinem Volke ſeine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere beſondere Wirkungen äußere; ja daß er ſich um die Heiden gar nicht bekümmere und ſie ſeiner Vorſorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man ſagt) aus dem Geſichte, das heißt aus Paläſtina wäre, ſo würde er von ſo unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben — und läßt nicht ſelbſt der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr L. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leſer vermuthen, daß eine ſolche durch ein allgemeines Vorurtheil geſtimmte Schwachheit bei dieſer Flucht zum Grunde müſſe gelegen haben? S. 22. iſt der Gedanke: „mir ſcheint unter allen (heiligen Verfaſſern) keiner ſo ganz ausdrücklich, ſo ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß (nämlich die allwaltende Fürſehung

Gottes glaubwürdig, und, ſo viel wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfaſſer dieſes Buchs" unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Hrn. L. nur an das Buch Hiob erinnern, um ſeine Beiſtimmung zu erhalten. Im Buch Hiob iſt unfehlbar der Satz: „Gottes Fürſehung iſt unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig" die offenbare Hauptabſicht des Verfaſſers geweſen: ſo wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdiſches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß ſich Gottes Fürſehung auch auf die Heiden erſtrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürſehung iſt die Stimme Gottes, den Herr Lav. S. 64 u. f. ausführt, iſt ſeit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recenſenten geweſen, und er hat ſich immer wohl dabei befunden. Kurz wir haben alle Predigten dieſes erſten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfaſſer geleſen, und empfehlen ſie unſern Leſern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gegitter von Drath? — Das ist dort, aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht kein's! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davon fliegen! So strit-

ten

ten ſie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus ſeiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr ſtreiten müßt, ob ihr im Käfig ſeyd oder nicht? ſo iſt's ſo gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Philoſoph dieſe Fabel gelehrt hat, ſeitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es iſt vielleicht auch keine gelehrte Zänkerey weniger gründlich behandelt worden, als dieſe. Meiſt hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geſchaffen, und meiſt auf der andern Einwürfe aus ſchiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beſchluß des ſehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Foch iſt nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er ſetzt aus von dem allgemeinen Schickſal, geht alsdann auf den Menſchen und ſeinen Willen über, zeigt, daß ſein Verſtand nicht frei ſey, weil er von den Gegenſtänden und ſeinen phyſiſchen Geſetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtiſchen Verſtand regiert würde.

Umſonſt widerſtrebt das Gefühl. Wir werden erſtaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber dieſe Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienſt und Strafe willen. Die Schönheit iſt gefällig, ob ſie gleich ein Geſchenk des Himmels und kein ſelbſt erworbener Werth iſt. So auch moraliſcher Werth. Belohnungen und Strafe aber ſind immer unentbehrlich, weil ſie eben die Mittel ſind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das iſt ungefähr ſo der Hauptinhalt von dem Syſtem des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige ſehr wohlgefallen hat, ob wir gleich wünſchten, daß er ſeiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von ſehr vielen Gelehrten, wenigſtens Schriftſtellern, für weit leichter gehalten wird, als ſie iſt. Man ſtellt ſich meiſtens vor, daß ein flüchtiges Raiſonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Weſen und die erſte Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt ſich in dieſe Tiefe, wenn er ſie kennt?

Insbeſondere dünkt uns, hat man den wahren Punct des Streites faſt immer verfehlt. Es iſt gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Weſen ſeinem Weſen gemäß handeln müſſe? Wer ſollte das läugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die ſich drehen wie ſie kön-

nen! — Die eigentliche Frage ſollte, dünket uns, ſo vorbereitet und feſtgeſetzt werden:

Ein thätiges Weſen iſt alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf ſeinen eigenen Selbſtgenuß hinauslaufen; gezwungen aber iſt's, wenn ſie zum Genuß, den ein anderes Weſen hat, abzwecken. — Freiheit iſt ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch ſeyn, denn ohne Beſtimmung, folglich ohne Zwang, iſt nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abweſenheit von einer gewiſſen Beſtimmung aus. Nun von was für einer? Von einer weſentlichen, innern? Unmöglich! Alſo iſt es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von ſolchen Beſtimmungen die Rede iſt; es heißt da eben ſo viel, als ſeyn und nicht ſeyn. Soll das Wort Sinn haben, ſo muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß iſt, das nicht weſentlich iſt, ohne welches das Weſen exiſtiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in dieſem Lichte, ſo kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür ſagen, und ich zweifle, ob Hr. v. Joch ſie alsdann widerlegen würde.

Eben dieſe Ausſicht breitet auch Licht über die darniederſchlagende Lehre vom Schickſal. Es iſt nicht genug, wie Alexander von Joch, ſich bloß auf die tauſend kleinen Gelegenheitsurſachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltſyſtem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht ſtattfinden; das

weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Cirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

BIBLIOTECA NAZIONALE CENTRALE FIRENZE

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Weßel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. Erster Theil 358 S. Zweyter Theil 354 S. 8. Bern 1773.

Gegen einen leichtgerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteygänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzers, Kants, Mendelsohns, Garve's Schriften, konnte er schon den Französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Samm-

lers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Französisch und für Franzosen geschrieben, und also die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben, und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat (wenn nun einmal die Französische Schrift in's Deutsche übersetzt werden sollte) das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die Deutsche Grammatik übersieht. Er thut wohl, daß er das Système zugleich mit übersetzte, denn so kann man zugleich beide Parteyen hören. Aber bei seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Hrn. Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemanden der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Wien. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre,

daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorsitze J. V. S. in der K. K. Theresianischen adeligen Akademie, nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeyhandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, für's Deutsche Publicum!

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwey Haupt-

ſtücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beſchränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherlei Völkerſchaft wohl durcheinander gerührt und mit hiſtoriſchen Bonmots und Chronikenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameralanſchlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt { Jagd, Fiſcherey, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und ſtreifenden Völkerſchaften am übelſten zurecht. Und hier müſſen wir anmerken, daß Hr. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu ſehr als glebae adscriptus discurrirt, und wir halten's noch immer mit dem Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geſchlechter.

Im vierten Hauptſtück werden dem Geſetzgeber Handgriffe gelehrt, Lykurg, Solon, Numa treten

als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und Bestimmtheit wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?) an welchen nur der tieffühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis: an der war doch nichts für's Menschengeschlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durch einander geworfen; unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet, und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyrisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettirter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück, gehen

die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsart; die Luft, die ihn umgibt, davon alle andern Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht, und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß H. S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müssen wir hier auf unser Gewissen betheuren, daß wir, wie in den Gemählden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freilich immer noch so charakteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterscheidet.

Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. Leipzig. 8. Erſter Theil 16 Bogen. Zweyter Theil. 14 Bogen.

Das Werk iſt aus dem Brittiſchen Muſeum. Nun für ein Muſeum war das kein Stück! In's Hinterſtübchen damit! in die Küche, da iſt ſein Platz, je mehr beräuchert deſto beſſer! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt iſt, ſobald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, ſobald hört ſie auf Charakter zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eignen Empfindungen beziehen, das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation nie ein eignes Geſchöpf ſeyn, betäuben den Wink der Natur, und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſtiſches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen, als Gemählde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gestellt worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation ansteht. Und hätte uns der Verfasser dieses Werkchens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen diesen Lasten und Fesseln lebt; ob sie sie geduldig erträgt, wie Isaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat, oder nicht und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser reis'te gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorff, conversirte mit schönen Herren und Damen, und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemählde gerade eben so schief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändelnd; der

Italiäner prächtig und feyerlich; der Deutsche säuft und zählt Ahneu. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines Franzöſisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Johann Jakob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, neuste kleine Staatsschriften. Bei Meßler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Aus-

führung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestels bekannte Schrift gerichtet ist, und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsusualmatricul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteurungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Würtembergischen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landständen ertheilten Resolution.

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsere Leser seyn, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17ten Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen, und sich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuzählen, welches das Publicum

schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen, und — Dank sey es der Hausenschen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweis't er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Processe, und so viele Processe ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele

Verſe ſchreiben und dergleichen. Unſere Sitten taugen auch nichts, weil wir zu ſinnlich ſind, nicht genug in der Bibel leſen, und ſonderlich in dem Zeugungsgeſchäfte nicht genug über die Geheimniſſe, die darin verborgen liegen, meditiren, ſondern bloß ſo hinzeugen. —

Daß doch ſolche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationsſyſtems S. 171 iſt blasphemer Unſinn, den wir uns ſcheuen hieher zu ſetzen; alles übrige iſt flaches Gewäſch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verſtand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in ſolchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, ſo mit Amtsmiene zu antworten, ſo zu declamiren! Hätte doch der Menſch über den Mann im Mond, oder den weiſen Bär geſchrieben! das war ſein Beruf! —

Wer ſich noch unterfängt, unſere Zeiten für erleuchtet zu halten, der ſoll zur Strafe dieſe zwölf Bogen leſen; und wer ſie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, der ſoll ſie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Chriſtian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hauſen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher ſo geſtimmt geweſen, wir würden ſo viele Beſchwerden über zu hochge-

spanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder gibt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publicum hingelegt.

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall.

In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, also

Miß-

Mißtrauen. — Wir mögen nicht weiter ausschreiben, wir haben mehr christliche Liebe denn Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten sie denn das Wort (gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seligen Geheimen Raths, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer), mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin, in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genausten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestalte Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publicums prostituirt und Vögeln und Hunden preis gibt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Kreuz ꝛc. Frankfurt am Main. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahnung, was so ein Mann seyn könne, schreibt hier einer die schlechteste Parentation.

Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstre Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unsers Scribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium; und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgefaltete honnete Alletagsmaske.

Das ist immer das schlimmste, was den Menschen, wie Kreuz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie andere, daß man, um sie nach dem Tode wenigstens in ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt, und betheuert: sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufschrift. Bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich. So heißt die Aufschrift.

Zwey Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser, die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese, entweder, weil sie kein Verdienst haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern.

Diese wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch

den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwey.

Recensionen

in die

Jenaische allgemeine Literaturzeitung

der Jahre

1804, 1805 und 1806.

Inhalt.

Vertraute Briefe aus Paris von Reichardt.

Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulat.

Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographien.

Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe von Humboldt.

Gedichte von Johann Heinrich Voß.

Allemanniſche Gedichte von Hebel.

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart.

Des Knaben Wunderhorn.

Regulus. Trauerſpiel von Collin.

Ugolino Gerardesca, Trauerſpiel von Böhlendorf.

Johann Friedrich, Churfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Geſängen.

Athenor, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Melanie, das Findelkind.

Wilhelm Dümont, ein Roman von Eleutherie Holberg.

Hamburg, bei Hoffmann. Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. 1ster Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (gedruckt, Braunschweig bei Fr. Vieweg.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gerichtet ist, müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; besonders wenn er vieles Gutgesehene lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob das man dem Verfasser gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo dann, wie er selbst bemerkt, Brot und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicherweise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als

einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation bei'm ersten Consul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verf. auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeit gestört würde. So wird z. B. das Wort fein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsre Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwey Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingestandnen Druckfehler angeben wollten.

Germanien. Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verf. sich auf einen höhern Standpunct erhebe, und als völlig unparteyischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Mann, der, durch seine Unternehmungen, seine

Thaten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer großen Masse von theilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12; Thaten, Consulat bis S. 29; Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, bis S. 54; Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft b. S. 63; erste Bewegung der Emigrirten b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede b. S. 97; Einleitung der katholischen Religion b. S. 109; Schulen b. S. 116; Gesetzbuch bis 118; Veränderung im Tribunat, b. S. 121; Italiänische Verhältnisse, b. S. 128; öffentliche

und Privatverhältniſſe bis zur Conſtitution der Italiäniſchen Republik b. S. 142; öffentliche Blätter, bis S. 148; Lebenslängliches Conſulat, neues Senatsconſult deßhalb, b. S. 169; Verweiſungen b. S. 178; opponirende Schriftſteller, Redner, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung b. S. 207; Talleyrand, b. S. 216; Caprara, b. S. 229; Militär, b. S. 252; Familienglieder, Begünſtigte, b. S. 263; Verhältniß zu England b. S. 278; Engliſcher Geſandter b. S. 300; wiſſenſchaftliche Inſtitute b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Beſetzung von Hannover, b. S. 369; Charakter der Nation, gegenwärtige Lebensweiſe b. S. 405; Künſte, Theater, Lotterie, Pachtungen, Reichthümer der Privatperſonen, Lieferanten, Induſtrie, b. S. 435; Speciale Tribunale, b. S. 442; Schluß und verſprochene Fortſetzung bis S. 447.

Der Verfaſſer verſpricht Unparteylichkeit. Läßt ſich auch dieſe ſchöne Pflicht, unter den gegebenen Umſtänden, wohl ſchwerlich leiſten, ſo wird er ſchon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerkſam folgt und ſeine Ueberzeugung aufrichtig ausſpricht.

Berlin, b. Quien: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. 1806. 49 S. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht das Publicum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Hrn. Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führt uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie vormals in anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm, so wollen wir nur, um der Uebrigen willen, die gerade nicht Historiker sind, und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen

aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es gibt zweyerlei Arten die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art in's Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreyßig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt, oder dorthin bezieht, muß auf's neue gegeben werden.

Wir läugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinn

ſelbſt unſeres trefflichen Müllers Biographie gewiſſermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um ſo freier und ſo lieber, als es noch Zeit iſt, und wir ihn erſuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Reſultaten, in wenigen Bogen aufgeſtellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er ſich ſchon des großen Vortheils eines Selbſtbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen, namentlich vorführte, und ſie, als ein vorzüglicher Menſch, in's Gefolge ſeines bedeutenden Daſeyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderem Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schlözern, Schlieffen, den Kurfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung.

Gefiele es unſerem Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen; wobei es höchſt angenehm ſeyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunct, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken,

blicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpuncte zu betrachten gewohnt ſind.

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paoli's und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des Americaniſchen Kriegs nur in ſo fern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur indem ſie als Zündkraut einer ungeheuren Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußeren aus ſeinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erſcheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Menſch, wie er ſich doch, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, darſtellen konnte und ſollte.

Beſcheidenheit gehört eigentlich nur für perſönliche Gegenwart. In guter Geſellſchaft iſt es billig, daß niemand vorlaut werde, iſt es nothwendig, daß der Gemeinſte mit dem Vortrefflichſten in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichheit gerathe. In alle freien ſchriftlichen Darſtellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenſtand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darſtellenden, und, ſo Gott will, auf beides. Wer

einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Cassel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen anerkannten Vorzüge, in der Wirklichkeit weit motivirter, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Hrn. Lowe's Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen was von außen, es sey nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten

Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte Bildniß vergessen. Es ist in punctirter Manier, sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter darstellenden Wesen und Styl der Kunst.

Noch sey uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein großes Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größeren Maßstabe zeichne und steche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen (hier die drey Eidgenossen) deßhalb wegbleiben müßten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 30 Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweyte sogleich lebhaft entstehen, und jederman höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns in's Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter in's Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linnée ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen auf's genauste bestimmen, und die Philosophie uns eine belebte

Einheit einer höheren Ansicht verspricht, so thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingesehene, Angeschaute, in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß, durch einen ästhetischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile, und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55 Grade nördlicher und dem 12 Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt gränzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte, mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform, (die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia), ein niedriger aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und lockergewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurz aber kolossalisch dicke Stämme mit zart wolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten

ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Porleria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerica, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklima's, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus mahlerischem Effecte.

Eine meist Africanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen, und Guidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Welschland und die Cistusgebüsche des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den Africanischen Inseln, am Abhange des Pics von Teyde gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in

hoher, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Lilieugewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanilleuform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in anderen Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

So wie in den Pisanggewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine Nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt, außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald

pfeilförmigen, bald gefingerten, bald länglichen aber stets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Arumform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swieteuien herab; theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, enggeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langzugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen Africanischen) Charakter.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den

Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehn; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauher, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend, und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Africa ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (Metrosideros Eucalyptus, Escalonia), Melastomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium

und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Banhinien, Passifloren, und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse, und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jederman wird nunmehr lebhaft bemüht seyn, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemählde der Tropenwelt umfassen soll, entgegensehen.

Königsberg bei Nicolovius: Lyrische Gedichte v. Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1 — 3 Buch. 340 S. — Zweyter Band, Oden und Lieder. 1 — 3 Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4 — 6 Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder, 7 Buch. — Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drey folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige bringt uns, vorsätzlich, Inneres und Aeußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundli-

chem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stäubender Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die

weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genug thut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald in's Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemählde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göt

chen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegen schickt; wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder im Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch

iſt es immer der Bräutigam, der ſich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und ſo beugt ſelbſt alles Gewagte ſich unter ein geſetzliches Maß; dagegen erlaubt er ſich manches innerhalb dieſer Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zuſtände, und eine beängſtete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäſte zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüſch, und da iſt er auf die heiterſte, herzlichſte und zarteſte Weiſe zu Hauſe.

Der Sommer hat ſich wieder eingefunden, eine heilſame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erſcheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verſchiedenen Ernten verſäumt der Dichter, alle feyert er durch ſeine Gegenwart.

Und hier iſt wohl der Ort zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutſchen Volksclaſſe unſer Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden ſchon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, ſtellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine ſelbſt dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner ſich bei der Heu-, Korn- und Kartoffel-Ernte finden wollte; wenn wir uns vorſtellen, daß er die Menſchen, die ſich um ihn verſammeln,

auf-

aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer

zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Cirkel anschmiegen und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahrszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch

Klänge ſind, und daraus entſpringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerſtrebende, Beſondere, Abweichende, aufgelöſ't und verſchlungen wird.

Wir haben bisher die ſanfte, ruhige, gefaßte Natur unſeres Dichters mit ſich ſelbſt, mit Gott, mit der Welt in Frieden geſehen; ſollte denn aber nicht eben jene Selbſtſtändigkeit, aus der ſich ein ſo heiteres Leben nach den inneren Kreiſen verbreitet, öfter von außen beſtürmt, verletzt und zu leidenſchaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt ſich vollſtändig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch feſten Willen, aus beengenden Umſtänden ſich hervorgehoben, ſich aus ſich ſelbſt ausgebildet zu haben, ſein Verdienſt ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, ſolche Vortheile nur durch ein ungefeſſeltes Emporſtreben des Geiſtes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Abſonderung von der Welt, immer mehr geſteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältniſſen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß ſo manche Glieder der höheren Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unſchätzbaren Bequemlichkeiten vernachläſſigen, und hingegen Ungeſchick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, ſo kann er einen ſol-

chen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launicht von heiteren Gastmählern und Trinkcirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen in's Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feyerlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegen zu wirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit in's Leben und in die Kunst hinüber trug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen

zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der Deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sclavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum Französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Harm in den Schooß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen, besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart, gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das Deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnißweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; deß-

wegen man des Dichters ſonſtige billige Denkweiſe auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine ſo zarte, in ſich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt ſich wohl vermuthen. Doch wer kann ſagen, daß ihm ein ſolches Loos gefallen ſey! Und ſo finden wir ſchon in manchen früheren Gedichten ein gewiſſes zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgeſangs, wie durch die heitere Feyer der Freundſchaft und Liebe, unvermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht ſtellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir ſpäter Geſänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, geſtörtes Erſcheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leiſen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um ſein eigenes Daſeyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven, nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geiſtesfreiheit, dieſer aus dem Frieden mit ſich ſelbſt hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die ſittliche Ordnung deſſelben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, geſtört werden könnte. Will man dem Dichter dieſes Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend

eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteysüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche, dreist genug, fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant seyn? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düsteren Uebermächte drohen; sie drohen, ihm

einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwiedern vermag, wie muß er sich erst an's Theilnehmende, an Menschen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anschließen, und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben Hagedorn und Kleist, die erst verschiedenen, gleichsam selig gesprochenen Deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeyert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorautretenden gebildeten Meister und Kenner, Klopstock, Lessing, Gleim, Gerstenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty, in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, ehe-

liche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths, der Schmerz ist gränzenlos, den er bei so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verlieh' ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgibt, einen besonderen Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eignen Grundes und Bodens am besten

ſchmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unſerem Garten reiften, auch Freunden das ſchmackhafteſte Mahl zu bereiten, dieſe Ueberzeugung iſt ſchon eine Art von Poeſie, welche der künſtleriſche Genius in ſich nur weiter ausbildet, und ſeinem Beſitz nicht nur durch Vorliebe einen beſondern, vielmehr durch ſein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und ſein Eigenthum dergeſtalt den Zeitgenoſſen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen verſteht.

Dieſe gleichſam zauberiſche Wirkung bringt eine tiefſühlende, energiſche Natur durch treues Anſchauen, liebevolles Beharren, durch Abſonderung der Zuſtände, durch Behandlung eines jeden Zuſtandes in ſich als eines Ganzen, ſchaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an innerem Gehalt; aber damit iſt noch nicht alles geſchehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Dieſe ſind Sprache und Rhythmus! Und auch hier iſt es, wo unſer Dichter ſeine Meiſterſchaft auf's höchſte bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache ſcheint der Niederdeutſche den eigentlichſten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutſch iſt, abgeſondert, hört er nur um ſich her ein ſanftes behagliches Urdeutſch, und ſeine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen,

tönen ihm die Grundſylben ſeiner Mundart entgegen, und ſo empfängt er manches Eigene, das er ſelbſt ſchon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt ſich deßhalb mehr als der Oberdeutſche, der an Völkerſtämme ganz verſchiedenen Urſprungs angränzt, im Leben ſelbſt auf die Abſtammung der Worte zu merken.

Dieſen erſten Theil der Sprachkunde läßt ſich unſer Dichter gewiſſenhaft angelegen ſeyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und ſo ſtellt er manches Gehaltvolle wieder her, ſetzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit ſtiller Vorſicht und Genauigkeit verfährt, ſo fehlt es ihm nicht an Kühnheit ſich eines harten, ſonſt vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine ſo genaue Schätzung der Worte, durch den beſtimmten Gebrauch derſelben entſteht eine gefaßte Sprache, die ſich, von der Proſa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daſelbſt poetiſch für ſich zu ſchalten vermögend iſt. Hier erſcheinen die dem Deutſchen ſich darbietenden Wortfügungen, Zuſammenſetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl ſagen, daß ſich darunter unſchätzbare Beiſpiele finden.

Und nicht bloß dieſen an's Licht gefördernten Reichthum einer im tiefſten Grunde edlen Sprache bewundern wir, ſondern auch, was der Dichter bei ſeiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der ſtrengſten Regeln geleiſtet hat. Ihn befriedigte nicht allein

jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die Deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des Griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die Deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulz, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildnng der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wieder hergestellt; derselbe Geist

vielmehr ſcheint eben dieſelbe Geſtalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer beſtimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei ſeinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, ſo wendet er eben dieſe Forderung auch gegen ſeine früheren Gedichte, und bearbeitet ſie muſterhaft nach den Geſetzen einer in ihm ſpäter gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leiſtungen beſonders zu würdigen, ſo liegt uns ob, daß wir das übernommene Geſchäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes der dießmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er ſich zum vorzüglichen Ueberſetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entſchiedenen, oben geprieſenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlaſſung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei ſtehe, das Wirkliche zu verlaſſen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweiſen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in ſich aufzunehmen. Und wie man zu ſagen pflegte, daß neben dem Römiſchen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, ſo läßt ſich von unſerem Dichter gleichfalls ausſprechen, daß in ihm,

zu einer ächt Deutschen wirklichen Umgebung, eine recht antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters, zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die Deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit, und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstürmten gleich
Aufödem Eiland' ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebschoß, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Herling,
Bald mit gerötheter Traub' umschwebend.

Im ſüßen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgeſang.
Wer lauter iſt, der koſte freundlich,
Ob die Ambroſiafrucht gereift ſey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemanniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweyte Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte, die in einem Oberdeutſchen Dialekt geſchrieben ſind, iſt im Begriff ſich einen eignen Platz auf dem Deutſchen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt ſich gegen zwey entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſeyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonificationen ſeine Darſtellung auf eine höhere Stufe der Kunſt herauf zu heben. An der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonification zu Hülfe, und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo

es

es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes

Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in Haus und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie bei'm Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser diesen Gegenstand

nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so gibt

es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit groſser Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weiſe vom Unſittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten ſollen. Dahin rechnen wir den Wegweiſer, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Geſpenſt an der Kanderer Straſse, von welchem letzten man beſonders auch ſagen kann, daſs in ſeiner Art nichts Beſſeres gedacht noch gemacht worden iſt.

Das Verhältniſs von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Chriſtabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergeſtalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, ſo ſpricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdiſchen, Dauer des Himmliſchen, vom Leben jenſeits, mit Ernſt, ja melancholiſch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit ſind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zuſtand glücklich dargeſtellt wird. Hier ſcheint die Würde des Gegenſtandes den Dichter manchmal aus dem Kreiſe der Volkspoeſie in eine andere Region zu verleiten. Doch ſind die Gegenſtände, die realen Umgebungen, durchaus ſo ſchön benutzt, daſs

man ſich immer wieder in den einmal beſchriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfaſſer den Charakter der Volkspoeſie darin ſehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausſpricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunſtwerke die Einwirkung auf ſein inneres Ganze erfahren, und ſo in einem höheren Sinne erbaut ſeyn will, ſo verlangen Menſchen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch ſogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfaſſer hat nach unſerem Gefühl das Fabula docet meiſt ſehr glücklich und mit viel Geſchmack angebracht, ſo daß, indem der Charakter einer Volkspoeſie ausgeſprochen wird, der äſthetiſch Genießende ſich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was poſitive Religion betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daß es uns ſehr behaglich war, durch ein erzkatholiſches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebſten Gebrauch, indem er ſie an Menſchengeſchick und Naturerſcheinungen anſchließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, ſo hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgeſinnung und Volksſage ſehr wohl auf-

zufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwey Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen in's Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweyten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte,

theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen, Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherspräche große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze Deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeut-

ſchen ſchickliche Gedichte in ſeinen Oberrheiniſchen Dialekt zu überſetzen. Haben doch die Italiäner ihren Taſſo in mehrere Dialekte überſetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns dieſe kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, ſo wünſchen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutſchland ſeltſamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation dieſen erfreulichen Genuß zu verſchaffen. Dazu gibt es verſchiedene Mittel, theils durch Vorleſen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweiſe, wenn jemand von Geſchmack das, was ihm aus der Sammlung am beſten gefällt, für ſeinen Kreis umzuſchreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Muſterſtück unſerer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieſes Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchloſe gleit;
„ſie ſin vom Schaffe her und hi
„gar ſölli müed und ſchlöfrig gſi.
„und's goht mer ſchier gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf te Bei me ſtoh.“

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er aben in d'Mitternacht.

Der Sunntig ſeit: „Jez iſchs an mir!“
gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür;
er düſelet hinter de Sterne no,
und cha ſchier gar nit obſi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chammerli!
er pöpperlet am Lädemli;
er rueft der Sunne: „d'Zit iſch do!“
Sie ſeit: „I chumm enanderno!“ —

Und lisli uf die Zeche goht,
und fründli uf de Berge ſtoht
der Sunntig, und 'sſchloft alles no;
es ſieht und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſe ſteht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en wemme ſchlofe mag,
und meint es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;
drum iſch er au ſo lisli cho,
drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
Vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſche Mayeluft,
voll Chrieſi-Bluſt und Schleche-Duft!
Und d'Immli ſammle flink und friſch,
ſe wüſſe nit, aß's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriſi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paredies!

Und's iſch ſo ſtill und heimli dr-
men iſch ſo rueihig und ſo froh!
me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 'sgit gottlob e ſchöne Tag!
iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili io!
„Potz tauſig, jo, er iſch ſcho do:
„Er bringt mer ſcho im Himmels-Glaſt
„dur Blueſt und Laub in Hurſt und Naſt!"
Und 's Diſtelzwigli vorne dra
Hets 's Sunntig-Röckli au ſcho a.

Sie lüte weger's Zeiche ſcho,
der Pfarrer, ſchints, will zitli cho;
Gang, brechmer eis Aurikli ab,
verwüſchet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueſch dernd ne Meje ha!

Nürnberg, Selbstverlag: Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Erster Band 1798. 222 S. Zweyter Band. 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu seyn. Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen, städtischen Anstalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst öffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter, selten ist es eine ländliche Scene, die ihn interessirt, und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu seyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch

ist, so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen, und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschrei-

ten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum bèsten gibt.

Daß ein so gerad sehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie über die gemeinern, sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Styl einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theurung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während ei-

nes Krieges vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtobak.

Su bald ih fröih vom Schlauf derwach,
Souch i mei Pfeifla scho;
Und Dabends, wenn ih schlauf'n geih,
So hob ihs Pfeifla noh
Denn wos ih denk und treib'n will,
Und alles wos ih thou
Dös geiht mer alles nit se gout.
Mei Pfeifla mouß derzou.

Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eitel bin ih nit.
A Pfeiff'n dös su theuer iß,
Was thät ih denn nau mit?
Dau möist ih jo, su lang ih rauch,
Ner immer puz'n droh;
Und zehamaul in ahuer Stund
Nau wieder schaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla reinlih sey,
Und innawendi puzt;
Ah schöina Pfeiff'n, und versiopft,
Dös sich ih nit, wos nuzt.

Verlöhern kohn ih kahna nit,
Döß koh ſcho goar nit ſey;
Denn kamm iſt leer und kohlt a weng,
So füll ihs wieder eih.

Wenn ih a Böier trink'n ſollt,
Und rauchet nit herzou,
Ih könnt ka Mauß nit trink'n ih,
Su langa oft nit zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink
Und zünd mei Pfeifla oh,
Dau glab ih, daß kah Menſch nit leicht
Wos beſſers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gaſſ'n geih
Su fröih und Abendszeit
Rauch ih mei Pfeifla a herzou,
Und ſcher mih nix um d'Leut.
Denn kurz wenn ih nit rauch'n thou,
So wörds mer angſt und bang,
Drum wörds mer a, verzeih mers Gott!
Oft in der Körich z'lang.

Heidelberg bei Mohr und Zimmer: Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutſche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte ſich vorerſt nach unſerem Dafürhalten mit dieſer Sammlung nicht befaſſen. Die Herausgeber haben ſolche mit ſo viel Neigung, Fleiß, Geſchmack, Zartheit zuſammengebracht und behandelt, daß

ihre Landsleute dieſer liebevollen Mühe nun wohl erſt mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſeyn, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umſchlagen müßte.

Am beſten aber läge doch dieſer Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meiſters der Tonkunſt, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu laſſen, oder ihnen ſchickliche Weiſen anzuſchmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch ſie hervorzulocken.

Würden dann dieſe Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten ſie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem ſie zum Theil gewiſſermaßen ausgegangen, ſo könnte man ſagen, das Büchlein habe ſeine Beſtimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geſchrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, beſonders in

Deutſch-

Deutschland, nichts zu existiren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurtheilt und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegen wirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Theile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweyhundert Gedichte aus den drey letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommnen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingibt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich, zart, anmuthig.

Tell und sein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzschnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmusikanten. (29.) Närrisch ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterscheu. (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter. (32.) Im real-romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40.) Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebe spinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deßwegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt auf's Bänkelsängerische, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein. (46.) Im Vagabunden-Sinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Ernte-Lied. (55.) Katholisches Kirchen-Todeslied. Verdiente protestantisch zu seyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisirt.

Liebesprobe. (61.) Im besten Handwerksburschensinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu historisch; aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchlein. (69.) Eine Art Trümmer, sehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Revelje. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Liebehaft, leise.

Diebsstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wasserноth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Tambourgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurirten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk an mich. (84.) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (86.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabunden-Sinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Neidhard und seine Mönche. (103.) Ein Till-Streich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurzeweile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Betteley der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Gräuelhochzeiter. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (117.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (112.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prosa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend und doch herzinniglich.

Lindenschmied. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, an's Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drey Schwestern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholische Art, christliche Mysterien an's menschliche, besonders Deutsche, Gefühl herüber zu führen.

Vertraute. (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation in's Gemeine gezogen, in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, sentimentaler, aber lange nicht so gut, als der Tambourgesell.

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Tod-Austreiben. (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Leben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedrons Klage. (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgesang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehstand der Frau. (181.) Derblustig, muß gesungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut. (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein liebliches Begebniß zu Grund, zart und phantastisch behandelt.

Zwey Röselein. (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus England. (193.) Nicht zu schelten; doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird gesungen herzerfreulich seyn.

Große Wäsche. (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, beſcheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) An's Quodlibet ſtreifend, dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hüt du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville ſehr gut.

Die myſtiſche Wurzel. (208.) Geiſtreich, wobei man ſich doch des Lächelns über ein falſches Gleichniß nicht enthalten kann.

Räthſel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt. (210.) Streift an's Quodlibet, wahrſcheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der beſten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Höchſt lieblich, aber nicht ſo recht ganz.

Wer hat das Liedlein erdacht. (213.) Eine Art übermüthiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl luſtig genug.

Doctor Fauſt. (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht beſſer dargeſtellt ſeyn.

Müllertücke. (218.) Bedeutende Mordgeſchichte, gut dargeſtellt.

Der unschuldig Hingerichtete. (210.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeklingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martins Gans. (226.) Bauerburschenschaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar seyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Brust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann. (229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Widerklang des Vaudeville ein sonderbarer, aber für den Gesang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (241.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschrödter-Lied. (235.) Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maykäfer-Lied. (235.) Deßgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Deßgleichen, mehr in's Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Pragerschlacht. (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drey Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig seyn.

Guckguck. (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weissenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und bei'm Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu confusem und zerrüttetem Gemüthswesen.

Drey Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das Römische Glas. (257.) Deßgleichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick in's Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde, wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Piramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie" hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Poeten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köstlicher Abdruck des schweizerbäurischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwey Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Wehen und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Diesem Gedicht geschieht Unrecht daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger. (292.) Ein bißchen barsch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu ſchelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts der ſo oft vorkommt: cosi fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Geſang.

Das Weltende. (300.) Deutet auf's Quodlibet, läßt was zu wünſchen übrig.

Bayriſches Alpenlied. (301.) Allerliebſt, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint iſt. Mit einem Dutzend ſolcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen geweſen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine chriſtliche Cocagne, nicht ohne Geiſt.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübſch und ſittig.

Jagdglück. (306.) Zum Geſang erfreulich, im Sinne nicht beſonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechſeln.

Kartenſpiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (209.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Guckguck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Guckguck von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlacher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintodte. (322.) Sehr schöne, wohlausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drey Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde vexirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drey Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bojardo vorkommt.

Der beständige Freyer. (341.) Echo, versteckter Todtentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann, noch mag.

Lied bei'm Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, das unter mehreren Ausgaben bekannt ist.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahe zu chronikenhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschetten-Blume. (356.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen an-

angethan, müſſen ausgedrückt werden, ſonſt hat es keinen Sinn, daß er hängen ſoll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetiſche Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in deſſen Farbenſpiel den Pfauenſchwanz zu ſehen glaubt, iſt höchſt revolutionär und treffend.

Kinder ſtill zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Geſellſchaftslied. (363.) In Tillen-Art capital.

Das Gnadenbild. (366.) Iſt hübſch, wenn man ſich den Zuſtand um einen ſolchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorne Mühe. (372.) Treffliche Darſtellung weiblicher Bethulichkeit und täppiſchen Männerweſens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum feſtzuhalten.

Die ſchlechte Liebſte. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reiſe. (375.) Hübſch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologiſchen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beſchäftigen und zu belehren wiſſen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut geſehen und mit Verdruß launiſch dargeſtellt.

Abſchiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargeſtellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeiſtiſch.

Gott grüß euch Alter. (384.) Modern und ſentimental, aber nicht zu ſchelten.

Schwer Wacht. (386.) Zieht ſchon in das umſtändliche, klang- und ſangreiche Minneſängerweſen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar liebreich, doch auch zu umſtändlich.

2) Der luſtige Geſelle. Iſt uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Contraſt: denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutſchen Balladenart.

4) Beſchluß. Paßt nicht in dieſe Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohldargeſtellter Schwank.

Kaiſerliches Hochzeitlied. (397.) Barbariſch-pedantiſch, und doch nicht ohne poetiſches Verdienſt.

Antwort Mariä, auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigſte von allen chriſtkatholiſchen Gedichten in dieſem Bande.

Staufenberg und die Meerfeye. (407.)

Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feyerabend. (418.) In der Holzschnittsart, so gut als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreif: denn wie könnte man sie anders unternehmen? gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigsten, die durch wahrhaft lyrischen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleistet werden kann. Indessen sey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk, noch für's Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur seyn kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben

dieſes Werden, dieſes wechſelſeitige Wirken, dieſes Streben ſcheint ein Ziel zu ſuchen, und es hat ſein Ziel ſchon erreicht. Das wahre dichteriſche Genie wo es auftritt, iſt in ſich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was ſonſt will, entgegenſtehen, es beſitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote ſteht, und wirkt ſelbſt im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es ſpäter im klaren vermag. Das lebhafte poetiſche Anſchauen eines beſchränkten Zuſtandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begränzten doch unumſchränkten All, ſo daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu ſehen glauben. Der Drang einer tiefen Anſchauung fordert Lakonismus. Was der Proſe ein unverzeihliches Hinterſtzuvörderſt wäre, iſt dem wahren poetiſchen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und ſelbſt das Ungehörige, wenn es an unſere ganze Kraft mit Ernſt anſpricht, regt ſie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteriſtik ſind wir einer Claſſification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleiſtet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgeſänge zuſammengeſtellt ſind. Wir können jedoch unſere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyriſche, dramatiſche und epiſche Behandlung dergeſtalt in einander geflochten iſt, daß ſich erſt ein Räthſel aufbaut, und ſodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatiſch auflöſ't. Das be-

kannte: Dein Schwert, wie iſt's vom Blut ſo roth, Eduard, Eduard! Iſt beſonders im Originale das Höchſte, was wir in dieſer Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, ſo wie aus alten vorliegenden ſchon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu laſſen; wobei wir denn freilich wünſchten, daß ſie ſich vor dem Singſang der Minneſinger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſo wie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich hüten mögen.

Brächten ſie uns noch einen zweyten Theil dieſer Art Deutſcher Lieder zuſammen, ſo wären ſie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meiſten, Franzoſen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner faſt gar nicht, dieſer Liederweiſe beſitzen, auszuſuchen und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu leiſtenden Ueberſetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, ſelbſt im höheren Sinn, auf dieſe Arbeit gewiſſermaßen bezweifelt, ſo finden wir noch mehr Urſache, eine ſondernde Unterſuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht iſt, völlig ächt, oder mehr und weniger reſtaurirt ſey, von dieſen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber ſind im Sinne des Erforderniſſes

ſo ſehr, als man es in ſpäterer Zeit ſeyn kann, und das hie und da ſeltſam Reſtaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeſchobene, iſt mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszuſtehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum ſoll der, der es in letzter Inſtanz aufzeichnet, mit andern zuſammenſtellt, nicht auch ein gewiſſes Recht daran haben? Beſitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetiſches und kein heiliges Buch, als in ſo fern es dem Auf- und Abſchreiber ſolches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in dieſem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, ſo legen wir den Herausgebern deſto ernſtlicher an's Herz, ihr poetiſches Archiv rein, ſtreng und ordentlich zu halten. Es iſt nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber ſie werden ſich ein Verdienſt um die Nation erwerben, wenn ſie mitwirken, daß wir eine Geſchichte unſerer Poeſie und poetiſchen Cultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten.

Berlin, bei Unger. Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen von Collin. 1802. 104 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Sensation, welche dieses Stück bei seiner Erscheinung erregte, ist zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu spät seyn, noch ein ruhiges kritisches Wort darüber auszusprechen.

Der Verfasser hat bei der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünfen, und dieser eine Act ist es, der dem Stücke Gunst erweckt.

In dem ersten ist Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beschäftigt, die Lage der Sache und sich selbst zu exponiren, jedoch weiß sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.

Wer den Entschluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen soll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anschauung dieser ungeheuren specifischen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger selbst für nichts achtet, um der Mittelpunct der Welt zu werden. Und solche Gesinnungen sind es, die den einzelnen edlen Römer charakterisiren; so auch die Römerin. Wir sind die Lucretien, und Elblien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden schon so gewohnt, daß uns eine Attilia kein Interesse abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau

ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Act hingehen, da von dem Collisivfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweyte Act enthält nun den interessanten Punct, wo Regulus mit dem Carthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerräth, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf ächt Römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der Punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem specifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act ist ganz müßig. Der Consul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will, ferner beseitigt er einen stock-patricisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung

ſeines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weiſe den Dolch auf den Conſul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerſchüttert ſtehen bleibt, und den thörichten jungen Menſchen gelaſſen fortſchickt.

Der fünfte Act iſt die zweyte Hälfte vom zweyten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlaſſen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatiſchen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durch's Stück wandelnden Dolchen zuckt, und ſich zu durchbohren droht.

Wollte man dieſes Sujet in Einem Act behandeln, in dem man auf geſchickte Weiſe den zweyten und fünften zuſammenſchmölze, ſo würde es ein Gewinn für die Bühne ſeyn: denn es iſt immer herzerhebend, einen Mann zu ſehen, der ſich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt ſich niemand leicht ein Bedenken macht, um ſeines beſondern Vortheils willen, das ſchönſte Ganze, wo nicht zu zerſtören, doch zu beſchädigen.

Hätte dieſer Gegenſtand unvermeidlich bearbeitet werden müſſen, ſo hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleiſchte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für ſich und ihre Kinder, ſondern auch für ihre Nächſten,

für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes, als ein theilweise unterdrücktes, seine Hülfe forderndes Rom, in steigenden Situationen dargebracht hätte: so wäre doch ein augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteyen als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohlstudirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt

ſich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergeſtalt beherrſchen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in ſeiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als ſtörend erſcheine.

So ſieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfaſſer zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Conſul zuckt, durch ein geſchichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer ſchon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, ſeine Klage zurück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieſer Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, ſo ſteht dieſe Anekdote gar wohl in einer Römiſchen Geſchichte. Aber hier im Drama der junge Menſch, der gegen den Conſul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernſten aller Streiche!

Wie die Einſicht des Verfaſſers in die Römiſche Geſchichte, ſo ſind auch ſeine geäußerten theils Römiſchen, theils allgemein menſchlichen Geſinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meiſt etwas Richtiges; allein aus allen dieſen einzelnen Theilen iſt kein Ganzes entſtanden.

So iſt uns auch noch nicht bei dieſer Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl ſagen, daß keine Charaktere in dem Stück ſind. Die Leute ſtehen wohl durch Zuſtände und Verhältniſſe von einander ab, und meinen auch einer

anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wohl auf vielen Deutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Theil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das Deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Verfasser, oder sonst ein guter Kopf aus dem zweyten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden bei Gerlach. Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner

Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Laconismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes, bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich ein-

bildete, daß man ein politisch historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Ungeheuren enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Daseyn nicht geschrieben wären. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweydeutigen Piccolomini, einen sehr unzweydeutigen Schelmen von Ghibellinischen Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweyten Acts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feyert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familienscene recht glücklich zu erhöhen. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeister von Pisa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochondrisirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei

das Volk Ugolino's Palaſt verbrannt und geſchleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erſcheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeſchichte vorausſieht. Ugolino hat von dem Senatspalaſt Beſitz genommen und ſucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verſchieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt ſich, indem er einen Halbfreund von ſich ſtößt, des beſten Schutzes gegen ſeinen heimlichen Erzfeind den Ghibellinen Rhugieri. Eine Scene zwiſchen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus dieſem Kreiſe kommen, endigt der dritte Act mit einer geſchmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino ſeine Geſundheit als Piſa's Fürſt zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widerſprechendes Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ſich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zuſammenzuleſen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrſager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsſcene wird etwas trauriger wiederholt, endlich findet ſich Ugolino im Dom ein, um die Herrſchaft zu übernehmen, wo er

gefangen genommen und von dem ſchwankenden Volke verlaſſen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in dieſe proſaiſche Welt drey Schickſalsſchweſtern, und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfaſſer der Leitung Gerſtenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerſtört, indem er die Hungerſcene zerſtückt und den Leſer wechſelsweiſe in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Biſchof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geiſt hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetiſche Idee treffe. Die hiſtoriſch-politiſch-pſychologiſchen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen geraden Sinn. Die Einleitung des triſten Ugoliniſchen Charakters durch Erzählung ſeiner unglücklichen Jugend iſt gut. Jene oben erwähnte Situation, da ſich ein vorzüglicher Mann dadurch in's Unglück ſtürzt, daß er, Verſöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig diſſentirenden Freund verſtößt, und ſich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatiſch intereſſant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieſes Stücks iſt gar nicht zu denken, um ſo weniger als es nicht durch theatraliſche Vorſtel-

ſtellung, ſondern durch Lectüre Wallenſteins eigentlich entſtanden ſeyn mag.

Leipzig bei Sommer: Johann Friedrich, Kurfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel 1804. 8.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Verfaſſer eines dramatiſchen Stückes vom Theater herunter, oder auf das Theater hinauf ſchreibe. Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt, noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen, und wird nach dem Maß ſeines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er fühlt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen, und indem er die ſchon vorhandenen Masken und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterſtücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſteiniſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſchlüſſiger Held,

der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, Anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüſtung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajardiſchen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenſteins Lager kommen. Ferner gibt es einige tückiſche Spanier, wie man ſie ſchon mehr auf dem Deutſchen Theater zu ſehen gewohnt iſt, und Carl der Fünfte zeigt ſich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweydeutigkeit des nachherigen Kurfürſten Moriz kann gar kein Intereſſe erregen.

Ungeachtet aller dieſer fremden Elemente lieſ't man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatſachen, auf die der Verfaſſer in der Vorrede ſo großen Werth legt, etwas Unverwüſtliches und Unverpfuſchbares haben. Nicht weniger bringt die Phantaſie aus der bekannten Geſchichte eine Menge Bilder und Verhältniſſe hinzu, welche das Stück, wie es daſteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück — daß es kurz iſt. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht läſtig, weil ſie uns nicht lange aufhal-

ten; die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hadamar, in der neuen Gel. Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwey ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Vossens Louise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Classe mit allen andern gemein hat, Caffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu

ſehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man ſagen, er ſey nur mit den Augen, und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Förſters der Geliebte ſeiner Tochter einen Wolf ſchießt, und dadurch zur Verſorgung gelangt, iſt artig und durch Retardationen intereſſant gemacht, doch bleibt immer die Charakteriſtik der Behandlung zu ſchwach. Der Verfaſſer hätte durchaus bedenken ſollen, daß es in der Familie des Förſters Waldheim lebhafter und raſcher zugehen müſſe, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig übrigens die Darſtellung und Benutzung des felſigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwey letzten Geſängen, wo das Gedicht handelnder wird, iſt ein gewiſſer epiſcher Schritt, eine glückliche Darſtellung deſſen, was geſchieht, nicht zu verkennen. Auch iſt über das Ganze eine gewiſſe gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verſe ſind ganz abſcheulich. Der Verfaſſer, indem er ſeine Vorgänger in dieſem Fache las, hat ſich von der innern Form eines ſolchen Kunſtwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wiſſenden ſich beſprochen. Was ihm von den Verſen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne ſich eines Geſetzes, einer Regel bewußt zu ſeyn.

Sollen wir alſo die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob ſeine Muſe Freunden der Dichtkunſt wohl ein äſthetiſches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, ſo ſagen wir: er lerne zuerſt Hexameter machen, welches ſich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen laſſen; wie viel Zeit es ihm auch koſten ſollte, ſo iſt es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beſchreibenden Theil, erhöhe den handelnden, erſetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Beſondere; ſo wird ſich alsdann deutlicher zeigen, ob er in dieſem Fache etwas leiſten kann: denn jetzt muß man den beſten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind ſeyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menſchengeſtalt durch eine von Warzen, Flecken, Borſten und Unrath entſtellte Oberhaut durchzuſehen.

Mannheim in Commiſſion bei Schwan und Götz: Athenor, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen. Neue verbeſſerte Ausgabe 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Als wir dieſes Gedicht mit Sorgfalt zu leſen anfingen, uns durch den, jedem Geſange vorgeſetzten, Inhalt mit dem Ganzen und ſeinen Theilen bekannt zu machen

und in der Ausführung ſelbſt vorwärts zu dringen ſuchten, haben wir eine ganz eigne Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie ſie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und alſo ſeiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen ſteht. Nach einigem Beſinnen erinnerten wir uns ſchon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palaſt des Prinzen Pallagonia beſuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausſtaffirt iſt, ſondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur ſorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden ſind, ſo daß alles im Stehen zugleich einzuſtürzen ſcheint. Geſtärkt durch dieſe Reflexion wagten wir dem Helden Athenor nochmals in's Geſicht zu ſehen, fanden uns aber um nichts gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Hexenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaßen durch einander zöge, und einen ſolchen Brey, der faſt für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe: ſo würde ungefähr ein

Athenor entstehen. Da jedoch der Fall von der Art ist, daß wir nicht wissen können, ob unsere Empfindung bei diesem Werk nicht vielleicht idiosynkratisch sey, so wünschten wir, daß einer unserer kritischen Collegen durch umständlichere Untersuchung unsere Meinung zu bestärken, oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzesten und gerathensten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek Deutscher Art und Kunst sich angeschafft hat, auch diesem Athenor einen Platz gönne: denn es ist doch auch kein geringer Genuß, wenn man sich nach Belieben bei'm Aufschlagen eines Buchs einen solchen ästhetischen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu diesem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht seyn mag, ein für allemal herabsetzen.

---

1. Berlin bei Unger: Bekenntnisse einer schönen Seele, von ihr selbst geschrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaselbst: Melanie das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht um diese drey Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu brin-

gen, nehmen wir sie hier zusammen, sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verständig als passionirt geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel, alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenutnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erzjungfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virgo im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, ſo kann man von dem Buche nicht Gutes genug ſagen. Das Ganze iſt durchaus tüchtig vernünftig und verſtändig zuſammenhangend; das Romaneske darin beſteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einſicht in die Welt und ihr Weſen; die Reflexionen ſind meiſtens tief, geiſtreich, überraſchend.

Hatte der Verfaſſer ſich den Charakter, den er ſchildern wollte, feſt vorgezeichnet, ſo hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug geſtellt, daß theils durch Uebereinſtimmung, theils durch Conflict eine ſolche Natur ſich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin iſt unbekannten Urſprungs, wird einem Geiſtlichen in der Franzöſiſchen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet iſt und mit ſeiner Schweſter lebt. Dieſe halb fremden und halb nahen Verhältniſſe, dieſe Neigung ohne Innigkeit, womit die drey Perſonen zuſammen leben, iſt ſo glücklich gedacht, als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Geſetztheit entſtehen. Das Kleeblatt wird in eine Deutſche große Reſidenz verſetzt, und der Zögling wächſ't zum Frauenzimmer heran. Von der Muſik wird ſie abgeſchreckt, weil der Meiſter einen kriechenden ſchmeichleriſchen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meiſter ihren Körper techniſch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Franzöſiſche

Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer; von Shakespear will sie nichts wissen. Eine stille Mildthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punct aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, sich immer an Freundinnen anschließt und sich ihnen gleichsam subordinirt. Sie findet sich mit Adelaiden zusammen, einem von den Mädchen der neueren Deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kömmt an, die ganze kleine Frauensocietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuflößen, sein Eigenthümliches bleibt verschlossen, doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an Italiänischer Poesie. Sie werden hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element

einer ſo liebevollen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich der Zweyte als Idol vorſchwebt, und daß er keinen Wunſch hat als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſeyn.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als ernſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweyten Buchs kehrt unſere Heldin zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, iſt vielen Bewerbungen ausgeſetzt; ihre Geſinnungen beſtimmen ihr Schickſal. Wie ſie irrt, fehl greift und endet, iſt flüchtig aber ſicher gezeichnet.

Nun wird unſere Freundin an einen kleinen Deutſchen Hof zu einer jungen Prinzeſſin berufen. Hier wird ſchon merklicher, wie ſie ihre Individualität durch

alle Ausbildung hindurch zu erhalten ſucht. Sie entfernt ſich von Tanz und Spiel, qualificirt ſich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzeſſin durch Geſinnungen und Kenntniſſe.

Das Hofweſen iſt überhaupt ſehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeiſterin mit wenigen Zügen lebhaft dargeſtellt.

Der Pflegevater ſtirbt, und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier ſieht es ſchon nicht ſo heiter aus, als an dem erſten. Vater und Mutter ſind beide bigott und abergläubiſch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgibt. Die Charaktere und Stellungen derſelben gegeneinander zeigen von vieler Welt- und Menſchenkenntniß des Verfaſſers. Der Urſprung des Mißklangs, der zwiſchen dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin entſteht, iſt wohl entwickelt. Eben ſo glücklich iſt das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von ſtiller Uebereinkunft leben, über gewiſſe Dinge nicht zu ſprechen, wodurch ſie aber, bei fortſchreitenden Verhältniſſen, beide eingeklemmt werden.

Wir ſehen hier einen kleinen Deutſchen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geſchildert.

Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprin-

zen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Luft bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spanische Literatur gesellt sich zur Italiänischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen er-

freut den Hof. Der Herzog ſtirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, ſchlägt eine Stelle als Oberhofmeiſterin aus, und entfernt ſich wieder. Das Mißverhältniß zwiſchen dem jungen Herzog und ſeiner Gemahlin wächſt, und dieſe weiß einen Reiſeplan durchzuſetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reiſen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortſetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxe Invective gegen die Schweizer überraſcht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Verfaſſer den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menſchen in Verhältniß zu ſeinen erdichteten Perſonen zu bringen; welches um ſo eher geſchehen konnte, als er ſich ſchon früher dieſes Mittels bedient hatte, und überhaupt aus der Wirklichkeit nicht ſo weit hinausgeſchritten war, daß er ſich nicht mit wirklichen Perſonen, die etwas Romantiſches in ihrem Charakter und Lebensweiſe hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in ſeinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieſer Geſellſchaft noch einmal leben und wirken ſehen. Genuß und Betrachtung wechſeln ab. Nation, Kunſt und beſonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und ſtirbt.

Unſere einſame Freundin macht in Piſa eine neue weibliche Bekanntſchaft. Man reiſt nach Wien, kommt

in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begibt sich auf einen Landsitz, und beschließt seine Bildung durch Deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Cannevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden, so werden wir das Verlangen derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beistimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch seyn kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die

Mädchen, die Frauen werden es leſen. Was werden ſie daraus nehmen? — Gar manches werden ſie daraus nehmen. — Wozu ſie es aber, nach Rec. Rath, nutzen könnten und vielleicht ſollten, wäre, ſich zu überzeugen, daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter, noch Schweſter, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſeyn kann, ſich irgend wo anſchließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß, ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterin hinaus, auf ein Daſeyn, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib ſo gut als der Mann, will ſeine Individualität behaupten, und behauptet ſie auch zuletzt, nur jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können,

wiſ-

wiſſen ſie ſelbſt am beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm nnd nützlich, und gibt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charaktere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden; dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Dargeſtellte iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittleren und unteren Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, in's Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerin im Ganzen genugſame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel gibt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet ſich auch eine zweyte Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingredieus von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanenſinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt; die Expoſition prägnant und viel verſprechend; der Einſchritt gefällig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal ausleſen; und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) Dûmont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfaſſerin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Geſtalten. Der Hauptfiguren ſind drey. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen vertheilt. Von der Fabel läßt ſich ſo viel ſagen:

Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt ſeine Hand an, ohne recht zu wiſſen, was ſie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund iſt, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein ſie bisher gelebt. Unglücklicherweiſe macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntſchaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, ſich dieſem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unſchuld ſo weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an ſeinen Tod durch allerlei Künſte aus einander hält. Bruder und Liebhaber verlieren ſich indeſſen in der weiten Welt, und die Schöne macht ſich auf ſie zu ſuchen.

Schade, daß dieſes glückliche Motiv nicht hinläng-

lich genutzt worden! Adelaide reiſt zu ruhig, ſie zieht faſt nur Erkundigungen ein, und läßt ſich die gehofften Freunde mehr vom Schickſal und Zufall entgegen bringen, als daß ſie ſolche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzuſtellen wäre geweſen ein leidenſchaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was ſonſt noch alles aus der Situation herfließt. Das iſt aber leider nicht geſchehen. Deſſen ungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reiſegeſellſchaft, ſo wie ihre neueren Bekanntſchaften, recht gern, und läßt ſich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erſcheint.

Dieſer Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, beſonders in der erſten Hälfte, entwickeln ſich aus den Charakteren; durchaus herrſcht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit ſich ſelbſt einig iſt, und alſo auch den Leſer mitunter in Verwirrung ſetzt.

Nachdem wir alſo manches Gute, das an dieſen Werken theils gemeinſam, theils im beſondern zu rühmen iſt, angezeigt haben, ſo müſſen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, deſſen ſich alle drey Verfaſſer ſchuldig machen, und der alſo wohl mehr auf Rechnung der Zeit geſchrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Laſt legte. Und gewiß werden ſie künf

tig, wenn ſie nur einmal erinnert ſind, dieſe Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutſchland Kunſtromane ſchreiben, das heißt ſolche, in welchen die Kunſt, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung auf's Leben, ſymboliſch dargeſtellt wird, ſo haben die Romanſchreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Perſonen ausſprechen zu laſſen, und ſie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern geſtehen, daß die Literatur ſich in das Leben eines Deutſchen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen, ſo ſollte doch der Romanſchreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er ſeinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzuſtellen hat.

Wir tadeln daher unſere Amazone gar ſehr, daß ſie auf ihrer Reiſe nach der Schweiz den Arm gerüſtet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenoſſen im Vorbeigehen eins zu verſetzen.

Wenn ſie ſodann am Ende die höchſte Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß ſie ſich von ihrer vaterländiſchen Cultur durchdrungen fühlt, ſie zu ſchätzen und zu genießen lernt, ſo iſt dieſes eine ſehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfaſſer Goethens natürliche Tochter gleichſam an die Stelle der ganzen Literatur

ſetzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingeſtehen müſſen, daß gewiſſe Werke mehr als andere den Punct andeuten, wohin eine Literatur gelangt iſt, und wenigſtens eine Epoche derſelben ſymboliſch vorſtellen, ſo hätte doch der Verfaſſer zu ſeinem eigenen Vortheile ſicherer gehandelt, wenn er den geiſtigen Sinn der Werke ſeiner Zeit dargeſtellt und, wie die beſſeren ſelbſt thun, auf einen unendlichen Fortſchritt hingedeutet hätte, als daß er ſich an ein beſonderes Gedicht hält und dadurch den Widerſpruch aufreizt, da er am Schluſſe ſeines Werks jederman befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit ſich verſöhnen ſollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfſchütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unſerer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, ſich als Anti-Naturphiloſophen ankündigen, und bei dieſer Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man ſich mit ſo einem Geſichtchen von Politik unterhalten?“ ſagte der Herzog Regent zu einer ſeiner Geliebten, indem er ſie vor den Spiegel führte; und ſo möchte man auch zu Adelaiden dieſes Romanes ſagen: ſollte man mit ſo viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensluſt an Philoſophie überhaupt, geſchweige an Naturphiloſophie, denken? Das Beſte bleibt dabei, daß ſie ſelbſt fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder gezieмen.

Eine Neigung, welche ſie gegen Wilhelm Meiſter gefaßt, wollen wir derſelben weniger verargen; doch wünſchten wir, die Verfaſſerin hätte, anſtatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanenhelden ſelbſt, etwa mit ſeinem größer gewordenen Felix, auftreten laſſen, da ſich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfaſſerin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Puncte gleichfalls zu rechten. Sie iſt überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und ſtört ihren wohlwollenden Leſer ohne Noth, wenn ſie unverſehens irgend ein Gänschen von Leſerin anredet, ſich einen abgeſchmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weiſe beantwortet.

Aber das Schlimmſte kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über Deutſche Literatur heftige Debatten entſtehen. Fürſtin Aurora iſt von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleiſt, Matthiſſon und Hölty werden ausſchließlich mit Enthuſiasmus genannt, wohl gar geſungen; wobei denn freilich ſcheint, daß die gute Fürſtin in einer gewiſſen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Muſikalien anzufriſchen. Zunächſt nehmen ältliche Damen unſern Wieland in Schutz, und leſen Teſtimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübſchen jungen Prinzeſſin, weil ſie ihn nicht fleißig ſtudirt, ſehr übel mitgeſpielt. Die Baroneſſe hingegen, ſeine Gönnerin, wird

unmittelbar darauf zur Oberhofmeiſterin erklärt. — Den Dekan des Deutſchen Parnaſſes könnte es denn doch wohl freuen, wenn er ſeinen großen Einfluß auf Beſetzung der erſten Hofſtellen vernähme.

Sollten denn aber geiſtreiche und talentvolle Frauen nicht auch geiſt- und talentvolle Freunde erwerben können, denen ſie ihre Manuſcripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöſcht würden, und nichts in einem ſolchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Weſen, den romantiſchen herzerhebenden Anſichten, der anmuthvollen Darſtellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften ſo reichlich beſitzen, ſich als ein läſtiges Gegengewicht anhängen dürfte.

Prometheus.

Dramatisches Fragment.

1773.

Erſter Act.

Prometheus. Merkur.

Prometheus.

Ich will nicht, ſag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt es hebt ſich!

Merkur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſten Mal bemerkte
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennſt Vater, Mutter.

Merkur.

Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur.

Und ſchützten dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen die es heimlich neidſchten?
Dieſen Buſen geſtählt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Eurer?

Merkur.

Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könn't Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermög't Ihr zu ſcheiden
Mich von mir ſelbſt?
Vermög't Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur.

Das Schickſal!

Prometheus.

Anerkennſt du ſeine Macht?
Ich auch! —
Geh', ich diene nicht Vaſallen!

(Merkur ab.)

Prometheus

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend die durch den ganzen Hain zerſtreut ſtehen.)

Unerſetzlicher Augenblick!
Aus euerer Geſellſchaft
Geriſſen von dem Thoren,
Meine Kinder!
Was es auch iſt das euren Buſen regt,

(ſich einem Mädchen nahend)

Der Buſen ſollte mir entgegen wallen!
Das Auge ſpricht ſchon jetzt!
Sprich, rede liebe Lippe mir!
O, könnt' ich euch das fühlen geben
Was ihr ſeyd!

(Epimetheus kommt.)

Epimetheus.

Merkur beklagte ſich bitter.

Prometheus.

Hätteſt du kein Ohr für ſeine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was Recht iſt!
Der Götter Vorſchlag
War dießmal billig.

Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen,
Dort ſollſt du wohnen,
Sollſt der Erde herrſchen!

Prometheus.

Ihr Burggraf ſeyn
Und ihren Himmel ſchützen? —
Mein Vorſchlag iſt viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das was ich habe, können ſie nicht rauben,
Und was ſie haben, mögen ſie beſchützen.
Hier Mein und Dein,
Und ſo ſind wir geſchieden.

Epimetheus.

Wie vieles iſt denn dein?

Prometheus.

Der Kreis den meine Wirkſamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß ſie mich begaffen?

Epimetheus.

Du ſtehſt allein!
Dein Eigenſinn verkennt die Wonne
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's wie du magſt und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünſche
In körperlichen Geſtalten.
Meinen Geiſt ſo tauſendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

(Minerva kommt.)

Prometheus.

Du wagſt es, meine Göttin?
Wageſt zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du biſt meinem Geiſt
Was er ſich ſelbſt iſt;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht geweſen!
Immer als wenn meine Seele zu ſich ſelbſt ſpräche,
Sie ſich eröffnete
Und mitgeborne Harmonieen
In ihr erklängen aus ſich ſelbſt,
Und eine Gottheit ſprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich eine Gottheit ſpreche,
Sprach ich ſelbſt.
Und ſo mit dir und mir
So ein, ſo innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der ſüße Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort heraufſchwimmt
Vom finſtern Kaukaſus
Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh',
Abweſend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Ergeizen ſich die ſtolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den oberſten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonſt! — Haſt du mich nicht oft geſehn
In ſelbſt erwählter Knechtſchaft
Die Bürde tragen, die ſie
In feyerlichem Ernſt auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß
Weil ich glaubte
Sie ſähen das Vergangene, das Zukünftige

Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützige Weisheit?

Minerva.

Du dienteſt um der Freiheit werth zu ſeyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauſcheu
Und meines Herren Blitze ſtolz
In Sclavenklauen packen.
Was ſind ſie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß iſt ungerecht!
Den Göttern fiel zum Looſe Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben ſie das all
Doch nicht allein!
Ich daure ſo wie ſie.
Wir alle ſind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und ſeh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildniſſen herumführend)

Sieh dieſe Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieſes Buſens Macht

Drängt ſich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.
(bleibt bei einer weiblichen Bildſäule ſtehen)
Und du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle
Die ergötzlich ſind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labſal ergoſſen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Buſen angeſchmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geſchmeckt —
Das all all — — Meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du ſeinem Antrag
Gehör gäbſt.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken machte.
Allein — ich ſollte Knecht ſeyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden ſeyn
Von ihrer Lebloſigkeit,

Sie ſind doch frei
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und ſie ſollen leben!
Dem Schickſal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verſchließt:
Sie ſollen leben und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei ſich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank ſeyn!

Zweyter Act.

(Auf Olympus.)

Jupiter. Merkur.

Merkur.

Gräuel — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, deine Tochter
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich all'
Und weben, jauchzen um ihn her

Wie wir um dich.
O, deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie ſind! und werden ſeyn!
Und ſollen ſeyn!
Ueber alles was iſt
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Iſt mein die Herrſchaft.
Das Wurmgeſchlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn ſie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen wenn ſie meinem Fürſtenarm
Sich widerſetzen.

Merkur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Miſſethat vergibſt Verbrechern,
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, ſende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele ſich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis ſie dein
Bedürfen. Ueberlaß ſie ihrem Leben!

Merkur.

So weiſ' als gütig!

(Thal am Fuße des Olympus.)

Prometheus.

Sieh nieder, Zevs,
Auf meine Welt: ſie lebt!
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man ſieht das Menſchengeſchlecht durch's ganze Thal verbreitet. Sie ſind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, ſie baden ſich im Waſſer, ſie laufen um die Wette auf der Wieſe; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann.

Sieh hier die Bäume
Wie du ſie verlangteſt.

Prometheus.

Wie brachteſt du
Sie von dem Boden.

Mann.

Mit dieſem ſcharfen Steine hab' ich ſie
Glatt an der Wurzel weggeriſſen.

Prometheus.

Erſt ab die Aeſte! —
Dann ramme dieſen
Schräg in den Boden hier
Und dieſen hier, ſo gegenüber;
Und oben verbinde ſie! —
Dann wieder zwey hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeſte herab von oben

Bis zur Erde,
Verbunden und verſchlungen dir,
Und Raſen rings umher,
Und Aeſte drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tauſend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du haſt ſie dir gebaut und ſie iſt dein.
Du kannſt ſie theilen
Mit wem du willt.
Wer wohnen will der bau' ſich ſelber eine.

(Prometheus ab.)

Zwey Männer.

Erſter.

Du ſollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mir mein!

Zweyter.

Woher?

Erſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit ſaurem Schweiß
Lebendig ſie gefangen,
Dieſe Nacht bewacht,

Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein und Aeſten.

Zweyter.

Nun gib mir eins!
Ich habe geſtern auch eine erlegt
Am Feuer ſie gezeitigt
Und geſſen mit meinen Brüdern.
Brauchſt heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erſter.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweyter.

Doch!

(Erſter will ihn abwehren, Zweyter gibt ihm einen Stoß, daß er umſtürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erſter.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt).

Was gibt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziege! —
Blut rieſelt ſich von meinem Haupt —
Er ſchmetterte
Mich wider dieſen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume dieſen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon iſt es geſtillt.

Prometheus.

Geh, waſch dein Angeſicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Iſt ſeine Hand wider jederman,
Wird jedermans Hand ſeyn wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr ſeyd nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seyd arbeitſam und faul,
Und grauſam mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schickſalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

Pandora (kommt).

Prometheus.

Was haſt du, meine Tochter,
Wie ſo bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich ſah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was iſt ihr?

Pandora.

Namenloſe Gefühle!
Ich ſah ſie zu dem Waldgebüſche gehn
Wo wir ſo oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, ſah
Ich ſie, im Thal
Auf einen Raſen hingeſunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen,
Wollte ſie nicht ſinken laſſen,
Und ach ſank mit ihr hin.
Ihr ſchönes Haupt erſank,
Er küßte ſie tauſendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um ſeinen Geiſt ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich ſprang hinzu und ſchrie,
Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.
Arbar ließ ſie; ſie ſprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel ſie mir um den Hals.
Ihr Buſen ſchlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tauſend Thränen ſtürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt ſie, theurer Vater,
Und ihre Küſſe, ihre Gluth
Hat ſolch ein neues unbekanntes

Gefühl durch meine Adern hingegoſſen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich ſie ließ und Wald und Feld. —
Zu dir, mein Vater! ſag'
Was iſt das alles was ſie erſchüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was iſt das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du haſt der Freuden viel genoſſen.

Pandora.

Tauſendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandorá, dein Buſen ſchlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küſſen deiner Geſpielen
Genoſſeſt du die reinſte Seligkeit.

Pandora.

Unausſprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
Bewegte, regte ſich,
Ich ganz in Melodie verſchwamm.

Prometheus.

Und alles löſ't ſich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du haſt gefühlt der Sonne Gluth,
Des Durſtes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Haſt über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferſe tratſt,
Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, iſt des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlſt an deinem Herzen
Daß noch der Freuden viele ſind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennſt.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dieß Herze ſehnt ſich oft
Ach nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da iſt ein Augenblick der alles erfüllt,
Alles was wir geſehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das iſt der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert alles fühlſt

Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergoſſen,
Im Sturm dein Herz erſchwillt,
In Thränen ſich erleichtern will,
Und ſeine Gluth vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und alles um dich her verſinkt in Nacht
Und du, in immer eigenſtem Gefühl,
Umfaſſeſt eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.

Pandora (ihn umhalſend).

O, Vater, laß uns ſterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſ't,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft, —
Dann lebſt du auf, auf's jüngſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus

(in ſeiner Werkſtatt).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,

Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverey?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva (tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend).

Götter
Helden und Wieland.

---

1 7 7 4.

Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwey Schatten.

Mercurius.

Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius.

Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine Perücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's drüben?

Charon.

Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius.

Wie ſo?

Charon.

Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Hercules hat dich im An-

fall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius.

Ich kenne ſo keinen.

Charon.

Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind fuchswild.

Mercurius.

Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was gibt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader Griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bißchen Ruhm und dem Reſpect den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius.

Bei'm Jupiter, ich verſteh' euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Litterator.

O ja, das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Ariſtarchen und Aviden herum trägt.

Euripides.

Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blättchens.

Litterator.

Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben; und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und du trägſt dich damit?

Mercurius.

Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt).

Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfuy!

Admet (kommt).

Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte.

Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hayn jenſeits des Cocytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwey abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet.

Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben

den Wiſchen die du herumträgſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer iſt der Wieland?

Litterator.

Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymedes Hofmeiſter wäre, ſollt' er mir her. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Litterator.

Mir wird's angenehm ſeyn, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland.

Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi.

Alceſte.

Er ſpricht im Traum.

Euripides.

Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie iſt's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutſchen Mercur?

Wieland (kläglich).

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und seht.

Wieland.

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceste.

Ich bin Alceste.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? — Das ist Euripides und ich bin Mercur. Was steht ihr so verwundert?

Wieland.

Ist das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals solche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceste? Mit dieser Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Mercurius.

Die eigentliche Frage ist, warum ihr meinen Namen prostituirt und diesen ehrlichen Leuten zusammen so übel begegnet.

Wieland.

Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr könntet, dünkt mich, wissen, daß wir eurem Namen keine Achtung schuldig sind. Unsere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit

anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der Griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius.

Es iſt doch immer mein Name.

Wieland.

Haben Sie jemals Ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenſtab in der Hand, ſitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tobacksbüchſe figuriren ſehen?

Mercurius.

Das läßt ſich hören. Ich ſprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wolle.

Wieland.

Das iſt die Meinung. So wenig mein Vignettenſchneider auf eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und so seyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht so bankerut gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu associiren.

(Mercurius ab.)

Wieland.

So empfehl' ich mich denn.

Euripides.

Nicht uns so. Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland.

Ihr seyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich gestanden.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt sich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen übels zu reden, fünf Briefe zu schreiben, um euer Drama, das so mittelmäßig ist, daß ich als compromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzustreichen, das man euch verzeihen könnte; sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt.

Admet.

Ich will's euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als sie sind. Aber ein braver Mensch ist er, und

unſer Landsmann. Es hätte euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbei beſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides.

Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publicum, Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides.

Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte.

Daß ich's euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibchen und Männchen amüſirt, auch wohl gekitzelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürstin.

Alceste.

Ihr solltet wissen, daß Fürsten hier nichts gelten. Ich wünschte ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unserer Geschichte gewesen als ihr. Ich bin für meinen Mann gestorben, wie und wo, das ist nicht die Frage. Die Frage ist von eurer Alceste, von Euripides Alceste.

Wieland.

Könnt ihr mir absprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceste.

Was heißt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceste auf's Theater bringt, so wenig ihr die Größe des Opfers das ich meinem Mann that darzustellen wußtet.

Wieland.

Wie meint ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden, Alceste! Sieh her, das sind meine Fehler. Ein junger blühender König, ersterbend mitten im Genuß aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechselstod abdringend. Und nun — alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles —

und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu ſteigen zu den hoffnungsloſen Todten.

Wieland.

Das hab' ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich all zuſammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eyer, und ihr habt ſie zum unbedeutenden Brei zuſammen gerührt.

Da iſt eine Frau die für ihren Mann ſterben will, ein Mann der für ſeine Frau ſterben will, ein Held der für ſie beide ſterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Buſche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr ſeht das anders an als ich.

Alceſte.

Das vermuth' ich. Nur ſagt mir: was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Gattin genöße, wie euer Admet, würde durch ihre That in

den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und euer Klopstock, der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt.“ Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet.

Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſeyn. Das glaubt er.

Admet.

Er thut nur ſo. Nein, ihr ſeyd noch Menſch genug, euch zu Euripides' Admeten, zu verſetzen.

Alceſte.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne ſaß mit Genüglichkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genoſſen, und ſie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht ſatt wurde, und alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten, und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hätte, und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſch vergaß — der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hatte auch eine Frau.

Alceſte.

Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem ſchwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt du ein Wort hören?

Das Mädchen.

Was verlangt ihr?

Alceſte.

Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädchen.

Ach ja.

Alceſte.

Und liebſt ihn von Herzen, ſo daß du in mancher guten Stunde Beruf fühlteſt für ihn zu ſterben?

Mädchen.

Ach! und ich bin um ihn geſtorben. Ein feindſeliges Schickſal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte.

Da habt ihr eure Alceſte, Wieland. Nun ſage mir, liebe Kleine, du hatteſt Eltern die ſich herzlich liebten.

Mädchen.

Gegen unſre Liebe war's ein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte.

Glaubſt du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen.

Ganz gewiß.

Alceſte.

Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides Alceſte.

Admet.

Die eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwey Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio ſympathiſirt iſt nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr ſeyd widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Mach's kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch ſo viel zu Gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland.

Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet.

Euripides.

Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's bei'm Lichte beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterconventionen und

nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.

Wieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieße deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begib dich zur Gelassenheit, Euripides! Die Stellen an denen er deiner spottet sind so viel Flecken mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. Wär er klug und er könnte sie und die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So stellt er sich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides.

Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wohl von meiner Arbeit so reden, thust du's ja. Du fühlst nichts, da du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste.

Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit, hörst du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erst dem Tod entreißt, und nun o Jammer! sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt sich wehmüthig,

daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, ſchwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balſam, ſie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete daß jener erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte.

Biſt du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Iſt dir nicht da Wunſch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft: ſie iſt todt! todt! Haſt ſie weggeführt, ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, haſt mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An

dem Grabe will ich dir auflauſchen, wo du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf).

Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauſchſchläfchen geſtört?

Hercules.

Was ſoll der Lärm?

Alceſte.

Ei da iſt der Wieland.

Hercules.

Ei wo?

Admet.

Da ſteht er.

Hercules.

Der? Nun der iſt klein genug. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend).

Ich habe nichts mit euch zu ſchaffen, Koloß.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules.

Mittlerer Größe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihr's nicht gemeint.

Hercules.

Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traume erſchienen.

Wieland.

Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules.

So geh' in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten über'n Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland.

Wahrhaftig ihr ſeyd ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules.

Was kann ich davor, daß er ſo eine engbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn ſein Hercules auf den er

ſich ſo viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Deviſe? Haſt du die Tugend geſehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und iſt mir nichts ſo begegnet.

Wieland.

Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt ſie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab' das Wort erſt hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wußten.

Wieland.

Ich bin's eben ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte geleſen, und ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweydeutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding iſt ſie wie alle Phantaſie, die mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; ſo lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinſtellt, welch übermenſchliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein andres Mißgeſchöpf, oder iſt nie außer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was seyn, sie muß wo seyn.

Hercules.

Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann gibt sich nie mit geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab vor tausenden gegeben, eröffnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules.

Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben alles ſo halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwey Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's eure Bauren und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland.

Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules.

Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammen geführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gotteslästerer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet,

ſiehſt du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland.

Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſchalen Ideale an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? und Wunder meinſt, wie du einen Kerl proſtituirt hätteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt? Weil eure Hochwürden das Wort nicht haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

Hercules.

Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher voll ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drey vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig).

Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei seinem Weibe, wenn sie nichts dagegen hat.

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend).

Sie reden was sie wollen: mögen sie doch reden, was kümmert's mich?

133642